H
1982

von Halder
N. 4805.

Conrad Kiefer

oder

Anweisung

zu einer vernünftigen

Erziehung der Kinder.

Ein Buch fürs Volk,

von

Christian Gotthilf Salzmann.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Neue Ausgabe.

(Mit Bewilligung des Verfassers.)

(Ladenpreis 36 Kr.)

Ulm, 1796.
in der Wohlerschen Buchhandlung.

Vorbericht.

Vor einigen Jahren schrieb ich eine Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, welche Beyfall fand, und, wie man mich versichert, vielen Nutzen stiftete. Dieß hat mich bewogen, auch eine Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder aufzusetzen, von welcher ich wünsche, daß man sie ebenfalls gern lesen, und daß Nutzen dadurch gestiftet werden möge. Sie ist bereits in dem Wochenblatte, welches ich unter dem Titel: der Bote aus Thüringen, in der Absicht herausgebe, meinen Mitmenschen zu zeigen, wie sie vernünftiger, besser und glückseliger werden können, stückweise abgedruckt.

Die

Vorbericht.

Die Urtheile über diese Anweisung sind sehr verschieden ausgefallen. Einige haben sie für unvernünftig und dumm erkläret, andere haben mir dafür gedanket und mich versichert, daß durch die Anwendung der hier gegebenen Regeln ihre Kinder sehr gut geriethen. Welche von beyden Partheyen recht habe? mag der geneigte Leser entscheiden. Dieß kann ich aber versichern, daß ich eine Familie kenne, in welcher die Kinder, wie mein Conrad Kiefer, erzogen, und bey dieser Erziehungsweise durchaus gesund, klug, geschickt, ehrlich, gegen vernünftige Erinnerungen folgsam, fleißig und thätig wurden.

Ich wünsche nichts mehr, als daß alle Leser dieses Buchs eben so viele Freude an ihren Kindern erleben mögen.

Schnepfenthal, 1796.

C. G. Salzmann.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Ich bin kein vornehmer und auch kein reicher Mann; wenn mir aber mancher vornehme, reiche Herr alle seine Titel, sein Geld, seine Landgüter und seine Bedienten geben wollte: ich tauschte, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht mit ihm. Und warum nicht? Meine Kinder sind mir gut gerathen, und diese machen mir größere Freude, als ein vornehmer Stand und Reichthum machen kann. Sie sind gesund, ehrlich, geschickt, arbeitsam, und haben mich alle herzlich lieb. Durch ihren, meinen und meiner Frauen Fleiß habe ich mir auch ein ziemliches Vermögen erworben. Wenn nun auf meine Kinder die Rede kommt: so sprechen die Nachbaren in meinem Dorfe: das sind keine Künste, daß Kiefers Kinder so gut gerathen, der hat Geld genug, der kann etwas an sie wenden, das muß unser

eines wohl bleiben lassen. Darüber habe ich oft mit meiner Frau herzlich gelacht. Wenn ichs aber recht überlege, so sollte man über solches Geschwätz nicht lachen, sondern die Leute, die es führen, bedauern. Meine Erziehung kostet wenig Geld, und das mehreste davon kann der ärmste Mann nachthun.

Vor einiger Zeit stattete ich meinen ältesten Sohn, Conrad, aus. Daß er gut gerathen sey, sagte jedermann; warum er aber gut gerathen sey? dieß schrieben viele meinem Vermögen zu.

Deßwegen entschloß ich mich, die Art und Weise, wie ich meinen Conrad erzogen habe, aufzuschreiben und drucken zu lassen, damit doch die Leute sehen, daß es bey einer guten Erziehung gar nicht auf das Geld, sondern auf ganz etwas anderes ankomme, das vielen reichen Leuten fehlt, und das der Arme, so gut als der Reiche, haben kann.

Zweytes Kapitel.

Von allerley, was sich vor Conrad Kiesers Geburt zugetragen hat.

Ein Kind ist keine Kohlpflanze; aber in manchen Stücken hat es mit ihr doch Aehnlichkeit. Wenn ich gute Kohlpflanzen ziehen will, so gehört dazu guter Saame und gute Wartung. Fehlt eines von beyden, so wird nichts daraus. Säe ich Saamen, der von unvollkommenen Pflanzen genommen ist, so bekomme ich zwar auch Pflänzchen; allein ich mag sie nun düngen, gießen, pflegen und warten, wie ich will, so bleiben es doch Zwerge. Säe ich hingegen guten Saamen aus, und bekümmre mich um die Pflänzchen entweder gar nicht, oder behandle sie unvernünftig, so wird wieder nichts daraus; entweder die Erdflöhe, oder die Raupen fressen sie ab, oder sie verdorren und verzwergen. Mit der Kinderzucht ist es eben so. Wenn ich also sagen soll, woher es komme, daß meine Kinder so gut gerathen: so muß ich etwas weit ausholen.

Ich hatte das große Glück, mein Leben von recht gesunden Eltern zu bekommen, und war auch gesund. Sie waren auch so vernünftig, daß sie meine Gesundheit zu erhalten wußten. Mein

Vater wußte mein Herz so zu gewinnen, daß ich ihm alles sagte, und vor ihm kein Geheimniß hatte. Dadurch gelang es ihm, mich vor vielen heimlichen Sünden, die damals in der Schule im Schwange giengen, und gar viele meiner Schulcammeraden siech und elend machten, zu bewahren. Da ich größer wurde, gab er mir noch allerley andere Ermahnungen, wie ich mich z. Ex. gegen das weibliche Geschlecht zu verhalten hätte. Dadurch hielt er mich von Ausschweifungen ab, und ich wurde 24 Jahre alt, ohne daß ich durch lüderliches Leben meine Kräfte geschwächt, oder meine Säfte verderbt hatte.

Da er nun einmal seinen Geburtstag feyern wollte, nahm er mich mit in unser Wäldchen, wo wir ganz allein waren, und setzte sich mit mir unter eine Eiche. Komm, sagte er, setze dich mit mir unter diesen Baum, der mir unter allen Bäumen, die auf der ganzen Erde sind, der liebste ist. Weißst du wohl warum? Wie kann ich denn das wissen? Vater! antwortete ich.

Nun, so will ich dirs sagen, fuhr er fort. Hier unter diesem Baume gab mir deine Mutter ihr Jawort. Etlichemal hatte ich darum angehalten, aber immer hatte sie mich zur Geduld verwiesen. Endlich gieng ich mit ihr einmal den dritten Pfingstfeyertag spatzieren, kam zu dieser Eiche, setzte mich mit ihr nieder, drückte ihre Hand, und fragte, ob sie sich denn gar nicht entschließen könnte, die meinige zu werden? Sie

wurde

wurde roth, wie Scharlach, wendete ihr Gesichte weg, hielt mir die rechte Hand hin, und sagte — Ja!!

Lieber Sohn! was das für eine Freude für mich war, das kann ich dir nicht mit Worten ausdrücken. Ich schloß sie in meine Arme, küßte sie, und nun giengen wir geschwind zu ihren und zu meinen Eltern, und sagten ihnen, daß wir einander heyrathen wollten.

Daß du mir die Eiche nicht umhauen läßst! das sage ich dir. Daß du es deinen Kindern und Kindeskindern untersagst, daß du sie, alle Jahre wenigstens einmal, hierher führst, und ihnen erzählest, wie ihr Stammvater von ihrer Stammmutter hier das Jawort erhalten habe, damit sie diesen Baum recht lieb bekommen — das mußt du mir versprechen.

Ich gab ihm die Hand darauf.

Dann rieb er sich die Stirn, und fuhr fort: nun, lieber Sohn! muß ich dir noch etwas sagen. Ich bin heute fünfzig Jahre alt geworden, und wünsche, vor meinem Ende, noch Großvater zu werden. Hast du nicht Lust zu heyrathen?

Ich schlug die Augen nieder, und sagte: warum denn nicht?

V. Hast du vielleicht schon ein Mädchen in dein Herz geschlossen?

S. Ich?

V. Du.

J. Ein Mädchen?

V. Ja doch! ein Mädchen. Warum wirst du roth? Willst du aufhören, gegen deinen Vater aufrichtig zu seyn? Sag! hast du ein Mädchen in dein Herz geschlossen?

J. Ach ja!

V. Und dieß Mädchen heißt?

J. Malchen! (Amalia) des Herrn Schulmeisters Tochter.

V. So! So! und davon hat mir doch das Söhnchen noch kein Wort gesagt?

J. Du hast mich ja noch nicht darum gefragt, lieber Vater!

V. Nun ich muß dir sagen, daß du gut gewählet hast. Das Mädchen ist gesund, klug, geschickt, rechtschaffen. Hast du denn aber das Mädchen auch recht lieb?

J. Vater! zu lieb! Tag und Nacht kommt es mir nicht aus den Gedanken. Seit der Zeit, daß ich es kennen lernte, mag ich kein andres Mädchen mehr ansehen.

V. Desto besser! denn das muß ich dir sagen, lieber Sohn! wenn Eheleute solche Kinder erzeugen wollen, wie du eines bist, so müssen sie einander recht innig und herzlich lieb haben. Haben sie einander nur deßwegen lieb, weil es ihre Schuldigkeit ist: so erzeugen sie nichts als Schlaf-

mützen. Mit Schlafmützen ist aber nichts anzufangen. Aber noch eins! weißst du denn, daß Malchen dich auch lieb hat?

J. Ich glaube es. Wenigstens spricht sie mir allemal gar freundlich zu, wenn sie mir begegnet.

V. Wie wäre es, wenn ich heute den Herrn Schulmeister mit Malchen zu mir bäte?

Ich fiel dem Vater um den Hals, und sagte: du bist ein recht guter Vater!

Nun stunden wir auf, und giengen nach unserm Hause zu.

Ehe wir aber hinkamen, verließ mich mein Vater, und gieng nach der Schule zu. Nach einer Stunde kam er wieder, und brachte den Herrn Schulmeister und Malchen mit.

Wie mir da zu Muthe war, das kann ich nicht beschreiben. Wir setzten uns zu Tische, und meine Mutter, mit welcher mein Vater erst vieles heimlich gesprochen hatte, wies jedem Gaste seinen Platz an, und — setzte Malchen neben mich. Ich zitterte am ganzen Leibe, da ich mich zu ihr setzte, und konnte fast kein Wort vorbringen.

Nach Tische gieng mein Vater mit dem Herrn Schulmeister bey Seite, kam dann freundlich zurück, zog mich in eine Ecke, und lispelte mir ins Ohr: „lieber Sohn! deine Mutter und ich sind es zufrieden, daß du Malchen heyrathest.

Ihr Vater hat auch seine Einwilligung dazu gegeben. Es fehlt also weiter nichts, als daß du von Malchen das Jawort erhältst. Geh mit ihr spatzieren, setze dich auch mit ihr unter jene Eiche, die mir so lieb ist, und sieh, wie weit du es bringen kannst.,,

Ich ließ mir es nicht zweymal sagen; wir giengen alle mit einander spatzieren. Da wir an den Wald kamen, bat ich Malchen, mit mir hineinzugehen, und setzte mich mit ihr unter meines Vaters Eiche.

Da saßen wir nun beyde, und sahen gerade vor uns hin. Da ich nun wohl merkte, daß bey dem vor sich hinsehen kein Jawort herauskommen würde, so fieng ich folgendes Gespräch an: Es ist heute schönes Wetter!

M. Vortreffliches Wetter!

J. Es ist mir nur lieb, daß heute gerade meines Vaters Geburtstag ist.

M. Das ist wahr!

J. Ich habe einen rechten guten Vater.

M. Einen recht guten Vater!

J. Er hat mir heute eine rechte Freude gemacht.

M. So?

J. Er erzählte mir heute, daß er unter dieser Eiche von meiner Mutter das Jawort bekommen hätte.

M. Hier unter dieser Eiche?

J. Unter dieser Eiche. Da wünschte er nun —

M.

M. Was denn?

J. Daß ich hier auch das Jawort bekommen möchte.

M. Von wem denn?

Ich schwieg — endlich resolvirte ich mich kurz und gut, faßte Malchens Hand, drückte sie, und lispelte ihr in die Ohren: von Malchen! Da gab nun ein Wort das andere, ich erhielt das Jawort, und nun sprang ich mit Malchen zu ihrem Vater und zu meinen Eltern, und sagte: ich habe das Jawort! da war Freude in allen Ecken. Wir giengen nach Hause, verzehrten mit einander einen Schinken, und mein Vater ließ ein Paar Bouteillen Wein dazu holen, trank auf des neuen Paares Gesundheit, und sagte dazu: das heiße ich doch einen Geburtstag! Ich habe mir es in meinem Leben sauer genug werden lassen, und habe meine Kinder zur Aufrichtigkeit gewöhnt; heute bekomme ich den Lohn dafür. Mein Sohn hat gerade das Mädchen gewählt, das seine Eltern ihm zugedacht hatten. Nun will ich aber auch eine Hochzeit anstellen, daß man im ganzen Lande davon reden soll.

Das thue er doch ja nicht! sagte der Braut Vater. Wozu hilft der große Aufwand? Es macht Kosten, und das neue Paar hat keinen Vortheil davon.

Da lachte mein Vater gar herzlich, und sagte: er versteht mich nicht recht, Herr Schulmeister! Wenn ich auf meines Sohns Hochzeit viel verwendete, so thäte ich ja nichts besonderes. Das ist ja im ganzen Lande gewöhnlich, daß man auf die Hochzeiten so viel wendet, daß die neuen Eheleute ein oder zwey Jahre davon ihre Haushaltung hätten führen können. Das will ich nun nicht thun, ich will wenig oder gar keinen Aufwand machen. Das Brautpaar soll eine neue reinliche Kleidung bekommen, die es hernach des Sonntags anziehen kann, zur Hochzeit wollen wir niemanden bitten, als unsere nächsten Anverwandten, und der Schmaus soll so eingerichtet werden, daß wir uns alle satt essen, und sich Niemand den Magen verderbe.

Das hielt er nun redlich. Nach vier Wochen stellte er meine Hochzeit an. Wir hatten zwey Gerichte mehr, als gewöhnlich, ein Paar Flaschen Wein, und waren dabey gar herzlich vergnügt.

Nach Tische nahm mich mein Vater auf die Seite, und sagte: sieh lieber Sohn, wie vergnügt wir sind! Wir haben uns alle satt gegessen und getrunken, aber doch mäßig. Nun wird uns morgen der Kopf nicht wehe thun, und das Essen wird uns wieder gut schmecken. Wie es mit dem Essen und Trinken ist, so ist es mit andern Sachen auch: man muß alles mäßig genießen, und nicht eher etwas genießen, bis man Appetit dazu hat; so bleibt man gesund und froh, und ver=

verderbt sich den Appetit nicht. Verstehst du mich, lieber Sohn?

Recht gut! antwortete ich.

Nun, fuhr er fort, so thue denn auch immer darnach. Und nun möchte ich noch gerne ein Hochzeitspäschen machen. Du weißst, daß die Wittwe Schröterinn wegen eines Capitals ist angeklagt und genöthiget worden, die Kuh aus dem Stalle zu verkaufen. Unter der Zeit, daß wir hier lustig und guter Dinge sind, sitzt die gute Frau zu Hause, und grämt sich und sorgt. Unsere schwarze Kuh wird künftige Woche kalben. Wie wäre es, wenn wir uns, wenn alles im Dorfe zu Bette ist, in ihren Hof schlichen, und ihr die Kuh in den Stall bänden?

Ich war dazu sogleich bereit, und wir führten unser Späschen glücklich aus, ohne daß Jemand etwas davon bemerkt hätte.

Den folgenden Morgen frühstückten wir wieder zusammen. Da wir beyeinander saßen, trat die Wittwe herein, und erzählte mit großen Freuden, daß sie heute eine trächtige Kuh im Stalle gefunden hätte.

Mein Vater gratulirte ihr dazu. Aber, Herr Kiefer! sagte sie, wie soll ich denn das verstehen? die Kuh gehört ja ihm zu?

V. Warum denn nicht gar? ich bin heute in meinen Ställen gewesen, und habe gesehen, daß meine Kühe noch alle da sind.

W. Es ist aber seine Kuh, ich kenne sie.

V. Sie irrt sich, liebe Frau! kurz und gut, ich habe meine Kühe noch alle. Geh sie nach Hause und warte sie ihre Kuh gut, und denke, daß sie ihr vom lieben Gott sey bescheeret worden.

Da brach die gute Frau in Thränen aus, drückte meines Vaters Hände, und sagte: Herr Kiefer! seinen Kindern und Kindeskindern wird es der liebe Gott lassen wohlgehen, und wird sie in keiner Noth verlassen, weil er andern Leuten so gern aus der Noth hilft.

Mir wurde das Herz so weich, daß ich aus der Stube gehen mußte.

Dann giengen wir spatzieren, und mein Vater führte mich und meine junge Frau wieder unter seine Eiche. Kinder! sagte er, wie hat euch das Hochzeitspäschen gefallen?

Herr Vater! sagte meine Frau, er ist doch ein recht herzensguter Mann. Er hat der ganzen Gesellschaft eine Freude gemacht; allen stunden ja die Freudenthränen in den Augen.

Das habe ich um euretwillen gethan, lieben Kinder! daß ihr sehen sollt, was für große Freude der Mensch sich und andern machen kann, wenn er mit Vernunft sein Vermögen anwendet. Hätte ich eine Hochzeit anstellen wollen, wie sie hier zu Lande gebräuchlich sind: so hätte es mich

2 — 300 Thaler kosten können. Und wozu hätte es genutzt? Wir würden gewiß nicht so vergnügt gewesen seyn, als wir es gestern waren, heute thäten uns die Köpfe weh, und wem hätte ich mit dem vielen Gelde etwas geholfen? Mein Hochzeitspäschen kostet mich etwa zwanzig Thaler, die ganze Gesellschaft hat eine Freude darüber gehabt, und die gute Wittwe ist aus ihrem Kummer gerissen worden. Merkts lieben Kinder! und machts auch so, so werdet ihr in euerm Ehestande immer Freude haben, und der liebe Gott wird es euch lassen wohl gehen.

Da das Hochzeitfest geendigt war: fieng ich mit meiner jungen Frau meine Haushaltung an, und lebte recht glücklich mit ihr. Gab es ja bisweilen einen Verstoß, so zog ich meinen Vater zu Rathe, und der gab mir immer Vorschläge, wie ich Zank und Verdruß vermeiden könnte.

Nach drey Monaten merkte ich, daß meine Frau in andern Umständen sey. Ich sprang zu meinen Eltern, verkündigte ihnen mit Freuden die Neuigkeit, und fragte, ob es nicht gut sey, wenn ich einen Doctor rufen ließ, daß er meine Frau mit Arzeneyen versorgte?

Da lachte meine Mutter herzlich, und sagte: du redst wie ein Kind. Geh! laß deine Frau zu mir kommen, so will ich ihr alles sagen, wie sie sich zu verhalten hat.

Da nun meine Frau zu meiner Mutter kam, gab sie ihr folgende Ermahnung: liebe Frau Tochter! ich freue mich über die gute Nachricht, die mir mein Sohn von ihr gebracht hat. Mache sie sich keinen Kummer! Das Kindergebähren ist bey weitem so fürchterlich nicht, als es manche Leute vorstellen. Ich habe sechs gesunde Kinder gebohren, und der liebe Gott hat mir immer glücklich durchgeholfen. Sie ist eine junge, gesunde, rüstige Frau, mit ihr wirds auch gut gehen. Pülvre und quacksalbre sie nur nicht an sich. Hör sie! Es werden — wenns erst im Dorfe bekannt wird, alle Nachbarinnen und Baasen kommen und Hausmittelchen rathen. Lasse sie es zu einem Ohre hinein und zum andern hinausgehen, und brauche sie nichts davon. Setze sie in Gottes Namen ihre Geschäfte fort. Je flinker eine Frau auf den Beinen ist, desto leichter wird ihre Geburtsstunde. Nur hüte sie sich vor Springen, und daß sie nicht schwere Lasten hebt oder trägt.

Was soll ich denn für Speisen genießen? fragte meine Frau weiter.

Was ihr gut schmeckt, antwortete meine Mutter. Was freylich an sich selbst ungesund ist, das taugt auch nicht für eine Schwangere. Daher muß sie sich in Acht nehmen, daß sie nicht zu viel scharfe und gesalzene Speisen genießt. Die Schärfe geht in das Blut des Kindes, und dar=

daraus entstehen hernach allerley schlimme Zufälle. Noch eines will ich ihr sagen, Frau Tochter! das merke sie wohl. Wenn sie auf sich Achtung geben will, so wird sie merken, daß sie jetzo viel hastiger ist, als sonst, daß sie sich mehr ärgert, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht, daß sie über jede Kleinigkeit erschrickt, nach manchen Speisen gewaltig lüstern wird; zu anderer Zeit wird sie das Köpfchen hängen und sich mit vergeblichen Grillen schlagen. Da habe ichs nun in solchen Umständen so gehalten, daß ich alle Morgen einen guten Spruch oder einen guten Vers in die Gedanken gefaßt habe. Wenn mir hernach etwas vorkam, das mich angriff: so dachte ich immer an den guten Vers, und so gab sich alles wieder. Wenn wir Weiber schwanger sind, so sind wir allemal zärtlicher und empfindlicher, als sonst, wir müssen uns also zu stärken suchen; und was stärkt besser, als gute Gedanken?

Gut war es, daß meine Frau diese Lehren bekommen hatte, denn nun kamen eine Menge junge und alte Weiber, die Stunden lang mit ihr über Schwangerschaft und Kindergebähren discurirten, und so vielerley Hausmittel anriethen, und von so vielerley unglücklichen Geburten redeten, daß meiner guten Frau angst und bange wurde. Da erinnerte ich sie aber allemal wieder an das, was die Schwiegermutter gesagt hatte, und sie wurde bald wieder ruhig. Denn Verstand hatte meine Frau. Wo dieser fehlt, wo

eine

eine Frau, wie ein kleines Kind, alles glaubt und alles thut, was andere Weiber ihr vorschwatzen, da ist Hopfen und Malz verlohren.

Da die Zeit der Entbindung meiner Frau sich näherte, meldete sich bey ihr die Wehmutter unsers Orts, und bot ihr ihre Dienste an. Meine Mutter sagte aber, sie habe schon eine andere gewählt, zu welcher sie mehr Vertrauen hätte. Das verdroß diese, und sie machte meiner Mutter deßwegen die bittersten Vorwürfe. Ist das auch erlaubt, Frau Kieferinn, sagte sie, daß sie mich so zurücksetzen will? Habe ich mich nicht immer als eine ehrliche und brave Frau gehalten?

Meine Mutter war aber ganz kurz angebunden, und sagte: daß sie eine ehrliche und brave Frau ist, das weiß ich wohl; aber zu einer guten Wehmutter gehört noch mehr, die muß auch von Grunde aus verstehen, wie man eine gebährende Frau und ihre Frucht behandeln soll, daß nicht etwa das Kind verlohren geht, und die Mutter auf ihre ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet wird. Und auf diesen Fall habe ich zu Frau Margrethen mehr Zutrauen.

So mußte sie abziehen, und Frau Margrethe wurde angenommen. Diese war nun eine herzensgute Frau, und verstund ihr Geschäfte meisterhaft. Sie sprach meiner Frau immer Muth ein, erkundigte sich nach allen ihren Umständen sehr genau, und wenn ihr

ihr etwas vorkam, wo sie nicht zu rathen wußte: so wendete sie sich an den Arzt, der in unserm Lande, als Geburtshelfer, angestellt war, wo sie allezeit guten Rath erhielt.

Den Tag zuvor, ehe meine Frau entbunden wurde, besuchte mich mein Bruder, welcher ein Arzt ist. Er gratulirte mir zu der Freude, die mir bevorstund, und fragte: a propos Bruder! wirst du deinem Kinde die Nabelschnur verbinden lassen?

I. Das versteht sich. Wenn ich die Nabelschnur nicht verbinden liesse: so müßte es sich ja todt bluten.

B. Ha! ha! lässest du denn deinen Kälbern und Lämmern auch die Nabelschnur verbinden?

I. Wie kannst denn du das glauben?

B. Bluten sie sich denn todt?

I. Niemals.

B. Da siehst du ja, daß der liebe Gott es schon so eingerichtet hat, daß bey den neugebohrnen Jungen das Blut, das durch die Nabelschnur abfließt, sich von selbst stillt. Abfließen muß es aber. Wenn der Abfluß durch das Verbinden gehindert wird: so tritt ja das Blut, das abfließen sollte, in den Körper zurück. Der Abfluß soll eine Reinigung seyn. Durch das Verbinden hindern wir diese Reinigung — kann denn dieß gesund seyn?

J. Wie kommts denn aber, daß allen Kindern die Nabelschnuren verbunden werden?

B. Wie kommts denn, daß viele Menschen an den Blattern sterben?

J. Wie kommst du denn auf diese Frage?

B. Das will ich dir sagen. Ich hörte einmal von meinem Lehrer, daß die Blattern durch das Blut, welches aus der Nabelschnur in den Körper des Kindes zurück träte, gefährlich gemacht würden. Nun fügte es sich, daß ich kurz darauf zu einer Frau gerufen wurde, welche eine schwere Geburt hatte. Da das Kind von ihr war, wurde sie ohnmächtig, die Wehmutter und ich bemühten uns sie wieder herzustellen, und vergaßen in der Angst, des Kindes Nabelschnur zu verbinden. Da die Mutter wieder hergestellt war, dachte die Wehmutter erst dran,— die Nabelschnur blutete nicht mehr, und nun nahm sie die Verbindung vor. Ich gieng fort, und dachte, du willst doch sehen, wie bey diesem Kinde die Blattern kommen werden. Die Mutter bekam noch vier Kinder, und nun kamen die Blattern ins Haus. Alle fünf Kinder bekamen sie, das leugne ich nicht. Das erste hatte aber am ganzen Leibe kaum sechzig, und befand sich dabey so wohl, daß es wenig oder gar nicht im Bette lag. Die andern hingegen wurden damit so bedeckt, daß ihnen die Augen zuschworen, und ich sie nur mit genauer Noth retten konnte. Hum! dachte ich bey mir selbst, das Ausbluten der Nabelschnur muß doch seinen Nutzen haben. Von dieser Zeit an habe ich alle

Weiber,

Weiber, welche mich rufen ließen, um ihnen bey der Geburt beyzustehen, zu bereden gesucht, daß sie ihren Kindern die Nabelschnur nicht sollten verbinden lassen; aber bis itzo hat mir noch keine gefolget. Mein ehemaliger Lehrer hat aber bey achten den Versuch gemacht: er ließ ihnen die Nabelschnur erst ausbluten, dann drehete er sie ein Bischen um, und ließ eine Binde drüber binden. Es starb keins davon, und ich glaube gewiß, daß, wenn sie durch Blatterkranke sollten angesteckt werden, sie doch weit weniger, als andere, werden auszustehen haben.

J. Nimm mir es nicht übel, lieber Bruder! dergleichen Versuche hat der Herr Doctor Glaser auch schon gemacht: die Folge aber hat bewiesen, daß sie nichts geholfen haben. Die Kinder, an denen sie gemacht wurden, haben die Blattern so gut bekommen, als andere; einige sind auch davon gestorben.

B. Das ist mir wohl bekannt. Allein, der Herr Dr. Glaser hat die Kinder anders behandelt, als ich will, daß sie sollen behandelt werden. Er hat die Nabelschnur nicht langsam selbst ausbluten, sondern hat sie ausstreichen, mit Salz ausreiben, und hernach verbinden lassen. Genug ich sage dir, lieber Bruder! nicht mehr, als ich gewiß weiß. Das weiß ich aber gewiß, daß, wenn junge Kinder so behandelt werden, wie ich dir gesagt habe, sie nicht davon sterben. Das weiß ich gewiß, daß ein Kind, dem man die Nabelschnur ausbluten ließ, ungleich weniger Blattern bekom-

men habe, als seine Geschwister, welchen die Nabelschnuren, wie gewöhnlich, verbunden wurden. Und das glaube ich ganz gewiß, daß es nicht gut für die Kinder seyn kann, wenn das Blut, welches nach Gottes Ordnung abfließen sollte, auf eine unnatürliche Art in den Leib wieder zurückgetrieben wird. Ich rathe dir also, lieber Bruder! daß du deines Kindes Nabelschnur nicht verbinden lässest. Willst du es thun?

J. Für mich kann ich dieß nicht thun, ich will erst mit meiner Frau davon reden.

Ich redete mit ihr davon, und auch mit der Wehemutter. Keine von Beyden hatte aber Ohren dazu, und ich konnte von Beyden nichts weiter erlangen, als — daß sie mir versprachen, die Nabelschnur erst recht ausbluten zu lassen, ehe sie dieselbe verbänden.

Drittes Kapitel.

Von Conrad Kiefers Geburt und Beförderung zur heiligen Taufe.

Die Geburtsstunde kam nun, und der liebe Gott half so glücklich, daß, nach einem trüben halben Stündchen, alles vorbey war, und mein lieber Conrad zur Welt kam. Was für Freude war das für mich und meine Frau, für meine Eltern, für meinen Schwiegervater! Da fühlte ich es recht, daß die Freuden rechtschaffner Familien doch

weit

weit mehr werth sind, als alle Freuden, die man mit vielem Gelde erkauft.

Meine Mutter fiel meiner Frau um den Hals, ließ ein Paar Thränen auf sie fallen, und sagte: seh sie Frau Tochter, weil sie guten Rath befolget, nicht gequacksalbert, ihre Geschäfte, als eine gute Hausmutter, fleißig fortgetrieben hat: so hats ihr der liebe Gott auch in der Geburtsstunde vergolten.

Nun folge sie ferner, Frau Tochter! fuhr meine Mutter fort, trink sie keinen Kaffee, keinen Wein, kein stark Bier — alle diese Getränke sind Gift für eine Wöchnerin. Und keinen Brantewein! fuhr mein Bruder fort.

Zum Guckguck! sagte meine Mutter, was denkst du denn von meiner Schwiegertochter? sie trinkt keinen Brantewein in gesunden Tagen, und wird es noch weniger im Wochenbette thun.

Ach ich weiß wohl, sagte die Wehmutter, worauf der Herr Doctor zielt. Es giebt viele Wehmütter, die die alberne Gewohnheit haben, der Wöchnerinn, gleich nach der Geburt, ein Glas Brantewein zu reichen. So etwas, Herr Doctor! haben Sie von mir nicht zu besorgen.

Desto besser! antwortete mein Bruder; ich dachte aber, eine gute Erinnerung könnte nichts schaden.

Nun nahm er mich bey Seite, und fragte mich, wann wirst du dein Kind taufen lassen?

Doch morgen, antwortete ich.

Morgen schon? ich dächte du ließest die Taufe aufschieben, bis deine Frau zur Kirche gieng. Es ist doch gar zu fein und erbaulich, wenn eine Mutter das Kind, das sie mit vielen Schmerzen zur Welt gebracht hat, selbst dem lieben Gott gleichsam überbringen kann. Bey Besorgung der Taufe und des damit verknüpften Schmauses wird oft die Hauptperson, die Wöchnerinn, vernachlässigt, und ich habe gar viele Exempel von Wöchnerinnen, die dafür mit dem Leben haben büssen müssen. Du glaubst aber vermuthlich, dein Kind sey, so lange es nicht getauft ist, in des Teufels Gewalt.

So einfältig bin ich nun wohl nicht, war meine Antwort, ich glaube aber nicht, daß es unser Herr Pfarrer thun wird. Ich will es unterdessen versuchen, wie weit ich es bey ihm bringen kann.

Ich gieng also zu ihm, und stellte ihm alle die Ursachen vor, warum ich glaubte, daß es gut sey, wenn mein Kind erst nach 4 Wochen getauft würde. Er hörte mir lächelnd zu, und gab mir zur Antwort: Recht mag er wohl haben, lieber Herr Kiefer, und wenn die Sache von mir abhienge: so wollte ich die Taufe gleich verschieben. Allein dieß ist, wie er wohl weiß, gegen unsre Kirchenordnung, und diese darf ich nicht überschreiten.

So

So ließ ich mein Kind also den folgenden Tag taufen, aber ohne eine Mahlzeit zu geben. So habe ich es bey allen meinen folgenden Kindern gehalten, und anstatt für Kochen und Braten und Backen zu sorgen, sorgte ich dafür, daß Mutter und Kind ihre ordentliche Verpflegung hatten.

Viertes Kapitel.

Von Conrad Kiesers erster Verpflegung.

Meine Frau konnte ihr Kind stillen, ohne daß sie an ihren Brüsten die Schmerzen ausgestanden hätte, die die mehresten Wöchnerinnen plagen. Dieß hatte sie auch meiner Mutter zu danken, die ihr, ein Vierteljahr vor ihrer Niederkunft, etliche Galläpfel gegeben hatte, die in der Mitte zerschnitten, ausgehöhlet, und oben mit einem Löchelchen versehen waren, und die sie in Brantewein weichen, dann auf die Warzen binden, darauf, bis sie trocken waren, liegen lassen, und dann wieder frische darauf legen mußte. Dadurch waren die Warzen hervorgezogen und etwas fest gemacht worden. Ein einzigesmal bekam sie in der einen Brust eine Verhärtung; meine Mutter half ihr aber bald davon; sie gab ihr nämlich ein Fell von einer weissen Wiesel, ich glaube von einer braunen hätte es die nämlichen Dienste gethan, damit mußte sie die Brust fleißig streichen, und es darauf tragen. Durch dieß einfache Mittel wurde die Verhärtung in wenigen Tagen gehoben.

hoben. Mein Bruder meynte, wer kein Wieselfell hätte, könnte statt dessen sich auch weichen Flachses bedienen, der von Schäben (Angeln) hinlänglich gereinigt wäre.

Da mein Bruder von mir Abschied nahm, fragte ich ihn noch, ob er mir nicht noch einige Vorschläge thun könne, wie ich meinen Conrad erziehen sollte? Die Vorschläge, antwortete er, welche ich dir thun kann, sind kürzlich diese: vorzüglich folge nur immer der gesunden Vernunft, die wird dir schon sagen, was du zu thun oder zu lassen hast; und gesetzt auch, der Fall käme, daß du dir gar nicht zu rathen wüßtest: so sieh zweytens zu, wie es andere Leute machen, und — thue das Gegentheil davon, so wirds fast immer gut gehen.

Das Gegentheil von dem, was andere ehrliche Leute thun, soll ich thun? du hast dich gewiß versprochen.

Gar nicht versprochen, antwortete er; die mehresten Eltern behandeln ihre Kinder so verkehrt, daß man gewiß sicherer geht, wenn man das Gegentheil davon thut, als wenn man es ihnen nachthun wollte.

Recht mochte mein Bruder wohl haben. Denn wenn ichs erzählen werde, wie ich meinen Conrad behandelt habe: so wird man sehen, daß ich fast in allen Stücken das Gegentheil von dem that, was in andern Häusern gewöhnlich war.

Eine Mütze ließ ich ihm z. E. nachdem die ersten 4 Wochen vorbey waren, nicht auf den Kopf setzen, so sehr auch meine Muhmen und Nachbarinnen darüber schrieen, und sagten, daß ich das Kind mit der Hand todt schlüge. Je mehr man, sagte mein Bruder, den Kopf an die frische Luft gewöhnt, desto weniger hat man von Kopfschmerz, Zahnschmerz, Ohrenzwang, Ausschlag und dergleichen zu besorgen. Wickeln ließ ich ihn auch nicht. Der arme Schelm, dachte ich, ist im Mutterleibe lange genug zusammengepreßt gewesen, nun, da ihm der liebe Gott glücklich herausgeholfen hat, soll er auch seine Freyheit haben. Deßwegen ließ ich ihm nur ein leinenes Tuch ganz locker um den Leib wickeln, Arme und Füße behielt er aber frey, und strampelte damit nach Herzenslust.

Meine Frau hatte ihm, in ihrer Schwangerschaft, einige Paar Strümpfe gestrickt, und lächelte gar herzlich, da sie ihm das erste Paar anzog. Gleich den andern Tag sah ich aber, daß sie ihm nichts nütze wären; sie waren durchaus benetzt. Sieh! liebe Frau, sagte ich, wie naß diese Strümpfe sind! das kann doch dem Kinde unmöglich gut seyn. Ich dächte, du ließest die Strümpfe weg, und ließest dem Kinde seine Füße, wie sie der liebe Gott erschaffen hat, da blieben sie doch fein trocken.

Meine Frau, die nun ihr Köpfchen auch hatte, so wie ich mir habe sagen lassen, daß es alle Weiber hätten, sagte etwas hitzig: so? da sollte

ich 4 Wochen umsonst an den Strümpfen gestrickt haben? Ich will sie ihm aus= und ein Paar andere anziehen, damit ists gut. Sie that es, kaum war sie aber damit fertig, und hatte das Kind wieder an die Brust gelegt: so rauschte Conrädchen, daß die Mutter selbst durch und durch naß wurde. Sie biß die Zähne zusammen, und wollte es verbergen, ich gieng aber auf das Bette los, und sagte: aha! es ist gewiß etwas passirt, gieb mir einmal Conrädchen! Ich untersuchte ihn, und fand, daß die Strümpfe durchaus naß waren. Sogleich holte ich das dritte Paar herbey, und sie mußte es ihm anziehen. Nach etlichen Stunden untersuchte ich Conrädchen wieder, und fand, daß die Strümpfe so naß, wie zuvor, waren. Da ließ ich ihm das vierte Paar anziehen, und freute mich recht sehr darauf, daß die auch sollten naß werden, weil ich wußte, daß meine Frau nicht mehr als 4 Paare gestrickt hatte. Darauf gieng ich in die Ställe, und untersuchte, wie das Gesinde das Vieh besorgt hatte, ließ mir die Milch, die gemolken worden war, bringen und messen, dann gieng ich geschwinde zu Conrädchen, und untersuchte ihn. Es war richtig, die Strümpfe waren wieder naß.

Die Strümpfe, sagte ich, sind wieder naß, liebe Frau! Hast du nicht ein Paar andere?

Ich habe keine mehr, gab sie mir zur Antwort.

Nun

Nun sagte ich, so muß das Kind doch ohne Strümpfe bleiben: denn diese nassen Strümpfe kann ich ihm unmöglich lassen.

So will ich, fuhr sie fort, ihm noch zehn Paare stricken.

Ja! das ist wohl ganz gut; aber die Strümpfe, die du ihm stricken willst, sind doch noch nicht da. Und kurz und gut! warum bestehst du denn nun schlechterdings darauf, daß das Kind Strümpfe tragen soll?

Fr. Weil alle Kinder Strümpfe tragen.

J. Und das sagt die Frau Kiefern, die im ganzen Orte als eine verständige Frau bekannt ist? da müssen wir das Kind auch wickeln, weil alle Kinder in unserm Orte gewickelt werden.

Fr. Das ist eine ganz andere Sache.

J. Es ist das nämliche. Sey so gut, liebe Frau, und sage mir eine vernünftige Ursache, warum du dem Kinde die Strümpfe nicht wegnehmen willst?

Fr. Weil es ohne Strümpfe die Füßchen erkältet.

J. So! Warum erkältet es denn die Händchen und das Näschen nicht? wollen wir ihm vielleicht auch Handschuhe und einen Nasenschuh machen lassen?

Fr. Das hab ich doch mein Tage gehört, daß die Kiefer harte Köpfe haben. Nun wenn du darauf bestehst, und bestehst schlechterdings

darauf,

darauf, daß das Kind keine Strümpfe haben soll, so magst du deinen Willen haben, nimm sie in Gottes Namen weg! aber — aber — wenn dem Kinde etwas zustößt: so hast du es auf deinem Gewissen. Daß du es weißst!

J. Und das will von Herzen gerne auf mein Gewissen nehmen.

So waren also die Strümpfe glücklich weg, und mein Conrädchen hatte davon den Vortheil, daß seine Füße trocken blieben, und sich an die freye Luft gewöhneten.

Mein Bruder hatte mir gerathen, ich sollte das Kind alle Tage in kaltes Wasser tauchen; ich muß aber gestehen, daß ich mich dazu nicht entschließen konnte. Das Kind, dachte ich, ist vor seiner Geburt immer in der Wärme gewesen, wenn es nun so schleunig ins kalte Wasser soll: so kann dieß unmöglich gut seyn. Ich ließ es also in den ersten Wochen mit laulichem Wasser waschen, und brachte es nach und nach so weit, daß es ganz in kaltem Wasser gewaschen und gebadet wurde.

Wegen der Nahrungsmittel, die dem Kinde gereicht wurden, war ich mit meiner Frau vollkommen einerley Meynung, wozu meine Mutter vieles beygetragen hatte. Ehe noch Conrädchen auf die Welt kam, predigte sie ihr immer vor, daß kleine Kinder schlechterdings keinen Mehlbrey bekommen dürften; das wäre viel zu schwer für sie zu verdauen! sie habe von vielen verständigen

Leuten gehöret, daß der Mehlbrey meistens daran Ursache sey, daß die Kinder dicke Bäuche, krumme Beine und die böse Krankheit bekämen, die man insgemein die Englische nennt. Die viele Butter, die man gewöhnlich in den Brey thäte, tauge auch nichts, sie wäre den Erwachsenen nicht gesund, und noch weniger den Kindern; manche Leute glaubten ihren Kindern etwas zu Gute zu thun, wenn sie ihnen den Brey so fett machten, daß er gleichsam in der Butter schwimme, sie verderbten ihnen aber damit die Mägen; das gesundeste Nahrungsmittel für ein junges Kind wäre ein dünner Brey, den man von geriebner Semmel und Milch, mit etwas Wasser vermischt, gemacht und mit Zucker bestreut hätte. Dieß hatte sich meine Frau gemerkt, und präparirte also den Brey für das Kind gerade so, wie ihr meine Mutter gerathen hatte.

Ich kam einmal dazu, da sie das Kind fütterte. Sie hatte einen Theelöffel, mit welchem sie ihm die Nahrung einflößete. Die ersten 10 Löffel flossen recht gut hinunter, dann stockte es aber bey dem Kinde, und es wollte nichts mehr zu sich nehmen; meine Frau wollte es aber erzwingen, und strich dem Kinde immer wieder ein, was es von sich gegeben hatte, und wenn ich etwas dagegen sagte: so meynte sie, das Kind habe erst ein Paar Löffel voll zu sich genommen, es müsse doch seine gehörige Portion geniessen. Da ich darauf sagte: der Appetit des Kindes wäre das beste Maaß, wornach man die Portion abmessen könnte: so gab sie mir zur Antwort,

ich

ich verstünde es nicht. Das war nun etwas viel gesagt. Was sollte ich aber thun? ich schlich mich zur Thüre hinaus, gieng in den Garten, und schnittelte die Bäume aus, bis ich merkte, daß das Blut sich ein Bischen abgekühlt hatte; denn wirklich war es mir etwas warm im Kopfe geworden, als mir so geradezu gesagt wurde, daß ichs nicht verstünde. Nach der Zeit brachte ich es aber doch durch gute Worte dahin, daß dem Kinde nichts mehr eingestrichen wurde, und daß es aufhörete zu essen, wenn es keinen Appetit mehr hatte.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, wie das Bette des Kindes eingerichtet war. Seit Christi Geburt war gewiß so ein Bette nicht in unsern Ort gekommen.

Es war keine Wiege: weil mein Bruder behauptete, daß das Wiegen die Kinder nur schwindlich mache: sie wären entweder zum Schlafe geneigt; oder nicht; wäre das erstere, so schliefen sie von selbst ein, wäre das andere; so wäre es ihnen schädlich, sie in den Schlaf zu bringen. Das Bette war ein länglichter Korb, den man bequem von einem Orte zum andern tragen konnte. In demselben lag ein Kissen, das — mit Stroh, nebst einem weichen Kopfkissen, das mit Pferdehaaren ausgestopft war, und darüber eine leichte leinene Decke, die mit Baumwolle durchnäht war. Auf diesem wohlfeilen Lager schlief mein Conrädchen sanft, und wann er erwachte: so konnte man ihn heraus

nehmen,

nehmen, und mit ihm an die freye Luft gehen, ohne daß man besorgen durfte, der Schweiß würde etwa durch die Luft zurückgetrieben werden. In diesem Bette dunstete er zwar aus, aber er schwitzte nicht.

Fünftes Kapitel.

Erste Sorge für Conrad Kiefers Seele.

Da Conrädchen ohngefähr acht Wochen alt war, weinte er in seinem Bette, ich nahm ihn heraus, weil die Mutter nicht zugegen war, und dachte bey mir selbst: du sorgst nun immer für den Körper des Kindes, für die Seele thust du gar nichts, die ist doch das Vorzüglichste an dem Menschen. Wenn du doch nur wissen solltest, was du mit dem Kinde anfiengest!

Da ich so dachte, was ich mit meinem Conrädchen anfangen sollte, sah ich das Kind wehmüthig an, und sagte: Conrädchen! warum ichs sagte? weiß ich selbst nicht. Und was geschah? Conrädchen lachte. Tausend Element! was hatte ich da für eine Freude! es fuhr mir durch alle meine Glieder. Conrädchen! sagte ich, ich glaube, du kennst mich? kennst Vater? der dich so lieb hat? Ja! hat dich lieb. Wenn du ein gutes Conrädchen bist — bin auch ein guter Vater — rechter guter Vater.

So gieng das Plappern fort. Je mehr ich plapperte, desto mehr lachte das Kind, und bewegte Hände und Füße.

Von dieser Stunde an gab ich mich mehr mit dem Kinde ab, plauderte ihm vor, ordentlich, wie, wenn es mich verstünde, und je mehr ich plauderte, desto mehr lachte und strampelte es.

Damals habe ich eine ganz besondere Anmerkung gemacht, die ich doch mittheilen will. Es ist bekannt, daß jedes Thier eine besondere Stimme annimmt, wann es seine Jungen lockt, und daß die Jungen die Stimme kennen. Bey den Menschen scheint es anders zu seyn. Ich habe Väter gekannt, die die Stimme nicht veränderten, sie mochten zu dem Kinde sagen: willst du etwas zu trinken? oder zu dem Knechte: hast du den Pferden Heu aufgesteckt? Es ist aber nicht wahr. Der Mensch hat, so gut als die Thiere, seine Vater- und Mutterstimme, die den Kindern verständlich ist. Er muß nur mit seiner ganzen Seele bey dem Kinde seyn, und es so herzlich lieb haben, wie das Schaaf das Lamm, und der alte Sperling die Jungen: so kommt diese Stimme gewiß zum Vorscheine. Wenn man aber das Kind in den Arm nimmt, und hat die Gedanken wo anders, denkt etwa an den Klee, der gewendet werden, oder an die Interesse, die bezahlt werden muß: so kann die Natur diese Stimme freylich nicht hervorbringen. Daß es so ganz eigene Vater- und Muttertöne für

die

die Kinder gebe, das habe ich bey dieser Gelegenheit gelernt. So wie das Schaaf, wenn es das erstemal ein Lamm zur Welt bringt, das Bä, welches dieses schreyet, mit einem Baa beantwortet, das es in seinem ganzen Leben zuvor nicht geblöcket hat; so veränderte sich auch mein ganzer Ton, und ich sprach mit einer ganz ungewohnten Stimme, sobald Conrädchen mich anlächelte, und ich mich darüber recht herzlich freuete.

Meine Frau wollte sich oft krank lachen, wenn sie die Discurse hörete, die wir mit einander führeten. Ich will doch zum Spas einmal einen hersetzen.

Kennst du mich? bin dein Vater, hast mich lieb? ja! lieb hat mich das Conrädchen, recht lieb — habe dich auch lieb. Ach! was das für eine Freude seyn wird, wenn wir einander erst recht kennen lernen! Da nehm ich das Conrädchen auf den Arm, auf den Arm nehm ichs — da gehn wir zu den Hühnern — gluck! gluck! gluck! rufe ich — da kommen die Hühner alle alle miteinander. Da wirft Conrädchen das Brod hin — pick! pick! pick! da fressen es die Hühner auf, und da kommt hernach der Hahn — kickrickiki — so macht es der Hahn — da lacht hernach Conrädchen.

Wenn manche Gelehrte meine Discurse mit angehört hätten: so würden sie geglaubt haben, ich wäre nicht klug; was für närrisches Zeug, würden sie gesagt haben, macht der Mann!

das Kind versteht ja von allem nichts, was er ihm vorplappert.

Allein ich bin kein Gelehrter, und habe daher meine ganz eigene Gedanken. Daß das Kind die Worte nicht verstund, weiß ich wohl; aber es verstund doch den Ton, es merkte doch, daß ich es gut mit ihm meynte, so wie das Lamm merkt, wenn das Schaaf ruft: baa! Conrädchen lernte doch bald meine Stimme kennen, und bekam mich lieb. Wenn er nach der Zeit an der Mutter Brust lag, und es schmeckte ihm noch so gut, und ich trat in die Stube, und sprach — gleich fuhr er von der Brust weg, sahe sich nach mir um und lächelte, legte sich hernach wieder an die Brust, reichte mir die Hand und lächelte; ließ ich die Hand los, so drehte er sich wieder nach mir um, lächelte und reichte mir sie wieder. Gieng ich zur Thüre hinaus: so sahe er mir nach und weinete. Solche Auftritte sind für einen Vater keine Kleinigkeiten.

Noch eines muß ich sagen; wenn Conrädchen bisweilen unleidig war: so nahm seine Mutter ein Bund Schlüssel, klingelte ihm damit vor den Ohren, damit das Kind schweigen sollte, und das Kind schwieg nicht. Das ist, dachte ich, doch wohl die rechte Art nicht, wie man ein weinendes Kind beruhigen muß, und ich wurde darinn bestärkt, weil ich merkte, daß das Kind immer stärker schrie, je mehr ihm vorgeklingelt wurde. Ich sagte es meiner Frau,

nahm

nahm die Schlüssel, klingelte ihr vor den Ohren, und fragte: wie gefällt dir diese Musik?

Freylich, sagte sie, gefällt sie mir nicht, und ich sehe wohl ein, daß sie dem Kinde auch nicht gefallen kann. Nun sag mir aber, was ich sonst mit dem Kinde vornehmen soll, wenn es so schreyt, wie itzo?

Da stunden nun, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, die Ochsen am Berge, und ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Das war Wasser auf meiner Frau ihre Mühle, sie lachte laut auf, und sagte: Ah! Herr Kiefer! du willst ja immer so klug seyn, so sag mir doch, was ich thun soll, um das Kind zum Schweigen zu bringen?

Es wurmte mich, und ich schlich mich zur Thüre hinaus. Nun hatte ich schon lange die Gewohnheit, daß ich, wenn mich etwas wurmte, bey Seite gieng und etwas trallerte. Gemeiniglich trallerte ich die Melodie, nach welcher das Lied gesungen wird, es lebe Leopold der Deutsche Kaiser, hoch, er lebe hoch! Ich fieng also wieder an zu trallern, und lehnte mich an einen Kirschbaum. Auf einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Conrädchen dieß Trallern doch wohl lieber hören möchte, als das Klingeln mit den Schlüsseln. Was hatte ich zu thun? ich schlich mich wieder in meiner Frauen Stube — da schrie Conrädchen noch. Ich bat meine Frau, mir das Kind zu geben, nahm es

auf den Arm, und fieng an zu trallern. Sogleich schwieg das Kind. Ein Paarmal fieng es freylich wieder an zu weinen, da ich aber fort trallerte: so schwieg es ganz und lächelte am Ende, zuckte mit den Armen, und strampelte mit den Füssen. Ha! ha! ha! lachte ich, gab das Kind der Mutter und sagte: Frau Kieferin! wer zuletzt lacht, der lacht am Besten!

Sie schlug mich auf die Schultern, und sagte: geh nur! du mußt doch immer Recht haben. Von dieser Zeit an lernte meine Frau das Trallern auch, und beruhigte das Kind, wenn es schrie mehrentheils. Mehrentheils, sage ich, denn immer half das Trallern freylich nicht.

So kam sie einmal zu mir mit ihm in den Garten und sagte: sieh nur lieber Mann! wie sich das Kind gebehrdet! ich habe ihm vorgesungen, ich habe gethan, was ich immer nur thun konnte — es half alles nichts.

Sogleich nahm ich es auf den Arm, trallerte, und es half alles nichts.

Hier, sagte ich, liebe Frau! hört meine Klugheit auf; wie wäre es, wenn du meine Mutter riefest? vielleicht weiß diese einen guten Rath zu geben.

Gut! antwortete sie, und gieng fort. Kaum war sie aber einige Schritte gegangen; so blieb sie stehen, kehrte dann um, und sagte: ehe ich zu deiner Mutter gehe, will ich doch noch etwas versuchen. Thue mir den Gefallen,

und gehe mit mir auf die Stube, da will ich das Kind auskleiden, und untersuchen, ob es nicht etwa etwas an sich hat, das ihm Schmerzen macht.

Ich folgte ihr, und die Auskleidung wurde vorgenommen. So bald das Hemde ausgezogen war, schrie meine Frau: um Gottes willen, Mann! sieh einmal hier! da stack eine Stecknadel in des armen Kindes Rücken. Ich zog sie heraus, das Kind wurde wieder angezogen, meine Frau trallerte ihm etwas vor, legte es dann an die Brust, und das Kind wurde ruhig.

Ich aber setzte mich auf einen Stuhl, und dachte nach. Endlich sagte ich: liebe Frau! wir haben heute beyde viel gelitten, aber auch viel gelernt. Wenn ein so kleines Kind so sehr schreyet, daß es durchaus durch nichts kann beruhigt werden: so muß es schlechterdings Schmerz haben. Wir Erwachsenen sagen es mit ein Paar Worten, wenn wir Schmerz fühlen: da aber ein so kleines Kind nicht sprechen kann: so bleibt ihm weiter nichts übrig, als daß es schreyet und dadurch Hülfe sucht. Da ist nun unsere Pflicht zu untersuchen, wo es dem Kinde fehle. Können wir es nicht finden: so müssen wir die Zuflucht zu einem geschickten Arzte nehmen.

Sechstes Kapitel.

Guter Rath einer Frau Baase, welcher aber nicht befolgt wird.

Einmal schrie Conrädchen wieder so sehr, daß wir es nicht beruhigen konnten. Wir zogen es aus, fanden aber nichts an ihm. Es schrie immer fort. Da trat eine alte Baase von meiner Frau in die Stube, und, wie sie das Schreyen hörete, und unsere Aengstlichkeit sahe, sagte sie sogleich, das Kind hat sich gewiß wehe gethan; ich will sogleich zur Wehemutter gehen, und sie rufen. Diese leget dann das Kind auf den Bauch, zieht den rechten Fuß gegen die linke Hand, und den linken Fuß nach der rechten, bestreicht alsdann mit beyden Daumen das Kind, vom Nabel bis zum Rückgrade, dreymal mit Altheefett, dann ist alles gut. Sie gieng fort.

Da sie aber fort war, legte ich den Kopf ein Paar Minuten in die Hand, und dachte nach. Dann sagte ich zu meiner Frau: liebe Frau! wir sind nun mit einander darüber einig geworden, daß wir mit Conrädchen keine Quacksalberey vornehmen wollten; dieß scheint mir aber wahre Quacksalberey zu seyn. Thue mir doch den Gefallen, und rufe meine Mutter! Vielleicht weiß diese einen guten Rath zu geben. Ich will unterdessen das Kind behalten. Du hast Recht, lieber Mann! sagte sie, und sprang fort.

Bald

Bald war meine Mutter da, und, so wie sie in die Stube trat, sagte sie: Narrenspossen mit dem Wehe thun der Kinder! Ich habe so viele Kinder gehabt, und es hat sich keines wehe gethan. Anderer Weiber Kinder thaten sich alle acht Tage wehe, wurden von der Wehemutter eingerichtet, uud verschiedene davon starben. Mir hingegen starb keines. Das Wehethun der Kinder ist ein Schnickschnack, den die Wehemütter erfunden haben, um sich immer einen kleinen Verdienst zu verschaffen. Conrädchen hat wahrscheinlich verschlagene Winde. Statt ihn mit Althefett zu bestreichen, bestreicht euch lieber selbst mit Geduld!

Sie nahm darauf das Kind auf den Arm, hob es in die Höhe, und trallerte ihm etwas vor. Das Kind schrie immer fort. Dieß schadet nichts, sagte sie, durch das Schreyen macht sich das Kind eine Motion, und die Motion treibt die verschlagenen Winde fort.

Es währete nicht lange, so traf meiner Mutter Rede ein, die verschlagenen Winde giengen ab, und, da dieß geschehen war, kam meiner Frauen Baase mit der Wehemutter an, die aber sogleich wieder fortgeschickt wurde, nachdem ihr meine Mutter einige Groschen für ihren Weg gegeben hatte.

Siebentes Kapitel.

Conrädchen bekommt seinen ersten Zahn.

Da Conrädchen beynahe ein halbes Jahr alt war, bemerkte ich, daß ihm immer viel Geifer aus dem Munde floß, und daß er immer eine Hand in dem Mund hatte, und daran kauete. Ich überlegte diesen Umstand mit meiner Frau, und wir waren beyde der Meynung, daß dieß daher rühre, weil bey dem Kinde die Zähne einträten. Wir zogen meine Mutter zu Rathe, und diese war mit uns gleicher Meynung. Am Zahnen sterben viele Kinder, sagte sie; Gott sey Lob und Dank! mir ist keines daran gestorben. Ich will es euch sagen, wie ich es gemacht habe. Sehet! ein Kind, das Zähne bekommen will, hat immer die Händchen in dem Munde. Dadurch zeigt es den Eltern an, daß es etwas verlangt, woran es kauen will, damit das Zahnfleisch durchrieben werde, und die Zähne durchbrechen können. Da geben nun die mehresten Mütter den Kindern Schlüssel, Wolfszähne und dergleichen Sachen in die Hände, damit sie daran kauen sollen. Von allen diesen Sachen bin ich keine Freundinn gewesen. Ich gab meinen Kindern, wenn sie zahnten, eine Brodrinde in die Hand, daran kaueten sie, und es gieng alles gut.

Darauf nahm sie mich bey der Hand, gieng mit mir bey Seite, und sagte, mein lieber Sohn! eines muß ich dir sagen — bey

bey dem Eintreten der Zähne bekommen die Kinder bisweilen den Jammer, die Epilepsie, das böse Wesen, oder wie man es zu nennen pflegt. Darüber darfst du nun nicht erschrecken. Es ist wahr, es sieht schrecklich aus; aber da dein Kind eine gute Natur hat: so hoffe ich, daß es dieß auch aushalten wird. Aengstige dich nur nicht zu sehr, wenn es etwa eintreten sollte, und brauche keine Quacksalbereyen, sondern laß der Natur ihren freyen Lauf! du hast, lieber Sohn! diesen Zufall in deiner Jugend auch ein paarmal gehabt, und es hat dir nichts geschadet. Sollte die Verzuckung zu lange anhalten, so zerquetsche eine Zwiebel, und halte sie dem Kinde unter die Nase; da wird es Ruhe bekommen.

Das war für mich nun freylich keine angenehme Nachricht; unterdessen that ich, was meine Mutter mir gerathen hatte. Mein Kind bekam nun immer ein Schnittchen Brodrinde in die Hände, daran es kauete und saugte. Es geiferte dazu so sehr, daß seine Kleider immer naß waren, und ihm die Mutter drey- bis viermal des Tages ein frisches Vortuch vorbinden mußte. Dabey war es sehr unleidig, weinte oft, und das Trallern der Eltern wollte nicht immer helfen. Da ermunterten wir beyde einander zur Geduld, und sagten: so sauer sind wir unsern Eltern auch geworden, und sie haben mit uns Geduld gehabt, es ist also wohl unsere Schuldigkeit, daß wir ein Gleiches mit unserm Kinde thun.

Einmal flößte meine Frau dem Kinde seine Mittagsmahlzeit ein, da hörete sie, daß der Löffel, als sie ihn zurückzog, klapperte. Sie sahe in den Mund — da war ein Zahn durchgebrochen. Mann! rief sie mir zu: Weißst du etwas neues? Dein Conrädchen hat einen Zahn! Da war nun Freude in allen Ecken, und wir vergaßen alle den Kummer und die schlaflosen Nächte, die wir mit dem Kinde ausgestanden hatten.

So gehts immer mit der Erziehung der Kinder. Es giebt nicht immer Freude dabey; es kommen oft traurige und ängstliche Tage; wenn man aber nur nicht ungeduldig wird, und seine Schuldigkeit thut: so gehen sie auch vorbey, und es kommen wieder Freuden, bey welchen wir alles ausgestandene Leid vergessen. Wir Eltern wenigstens waren den Tag über so vergnügt, wie Kinder, wenn sie die Weyhnachtsbescherung bekommen haben.

Die übrigen Vorderzähne kamen nach und nach, ohne viele Schmerzen, und ehe wir es uns versahen, so hatte er den ganzen Mund voll.

Achtes Kapitel.

Conrädchen wird seines Vaters Lehrmeister.

Ich merkte nun zu meiner größten Freude, daß das Kind immer aufmerksamer wurde, wenn ich mit ihm redete, und dadurch lockte es mich an, recht viel mit ihm zu plaudern. Aber wovon? das war die Frage, die ich mir nicht beantworten konnte. Conrädchen lehrete es mich aber.

Dabey muß ich doch eine Anmerkung machen. Ohne Ruhm zu melden, so muß ich gestehen, daß ich in dem Rufe stund, als wenn ich die Kinder gut zu erziehen verstünde. Meine Kinder waren gesund, klug, geschickt, ehrlich, folgten mir aufs Wort. — Da fragten mich die Leute oft: Herr Kiefer, sag er mir nur, wo er gelernt hat, die Kinder so gut zu erziehen? Da antwortete ich immer: von meinen Kindern. Und dieß ist gewiß wahr. Wenn man sich der Kinder recht annimmt, und versucht, was ihnen gut ist, womit man sie unterhalten, und lenken kann: so lernt sich alles von selbst. Davon will ich itzo ein Exempel geben.

Einmal mußte ich in den Pferdestall gehen, und, da ich das Kind eben auf dem Arm hatte: so nahm ich es mit. Tausend! was machte es für Augen, als es die Pferde sah. Da merkte ich ganz deutlich, daß das Kind darüber sich

freuete. Nun hatte ich genug — nun gieng der Discurs an. Siehst du? sagte ich, Conrädchen, da ist das Pferd! sieh, was es für große Augen hat, wie es tappt! Ich stampfte dazu auf die Erde, damit das Kind auch wissen sollte, was tappen wäre. Jetzt frißt es! horch, wie es mit den Zähnen schnarpt! (dazu wies ich auf meine Zähne.) So unterhielt ich es wohl eine Viertelstunde lang. Da ich aus dem Stalle gehen wollte, drehete es sich wieder nach den Pferden um, und streckte die Arme darnach aus, und ich gieng wieder zurück, und fieng den Discurs von vorne an.

Da ich nun sahe, was für Freude das Kind an den Thieren hatte: so stellte ich ihm alle Tage etlichemal welche vor. Bald gieng ich mit ihm in den Kuhstall, bald zu den Hühnern, bald ins Taubenhaus, bald zu den Schweinen, bald zu den Schaafen, und machte es aufmerksam auf die Bewegungen und Stimmen der Thiere. Fieng ich eine Maus, einen Maulwurf, einen Fisch, Frosch, Käfer, oder Fliege: so wurde es allemal zu Conrädchen gebracht, und ich machte ihm die Erklärung darüber. Von diesen Discursen spürte ich bald gar großen Vortheil.

Erstlich merkte ich, daß das Kind gewaltig klug wurde, und auf alles Achtung gab, was um ihn herum vorgieng. Ich konnte es nicht besser sehen, als wenn bisweilen ein Paar gute Freundinnen von meiner Frau sie besuchten, und ihre Kinder mitbrachten, die mit Conrädchen

von

von gleichem Alter waren. Diesen stunden die Augen gerade weg, und die Zungen hiengen ihnen weit über die Lippen. Conrädchen giengen hingegen die Augen beständig im Kopfe herum, und er sahe nach allem, was in der Stube vorgieng.

Zweytens bekam mich das Kind dadurch gewaltig lieb. So oft ich in die Stube trat: schob es alles zurück, was es vor sich hatte, und streckte die Arme nach mir aus. Nahm ich es auf den Arm, so wies es auf die Thüre, und gab mir zu verstehen, daß es hinaus wolle. Wollen wir zur Kuh? fragte ich dann, da lachte es, und zappelte mit den Beinen.

Drittens hatte ich auch ein schönes Mittel, das Kind zu beruhigen, wenn es bisweilen unruhig war. Andere Leute haben dazu freylich andere Mittel; einige haben Kinderklappern, mit denen sie den Kindern vorklappern; andere brauchen die Ruthe; andere schmälen mit den Kindern, und schelten sie. Alle diese Mittel mögen nun wohl ganz gut seyn; nur haben sie den Fehler, daß — sie nichts helfen. Wenn Conrädchen bisweilen weinte: so machte ich es nun, da er verständiger war, so mit ihm; ich nahm etwa ein Stück Brod, schnitt es klein, und sagte dazu: will denn Conrädchen mit zu den Hühnern gehn? So bald ich das gesagt hatte, fieng das Weinen an sich gemeiniglich in Lachen zu verwandeln, er streckte die Arme nach mir aus, und wir fütterten dann die Hühner; oder ich hatte immer ein Thier

in

in der Nähe, das ich ihm zeigte. Einmal war gar kein Auskommen mit ihm; da schlich ich mich ganz stille zur Thüre hinaus, fieng einen Frosch, kam dann in die Stube, trallerte, und ließ den Frosch auf die Erde hüpfen. Tausend! was für Augen machte das Kind! das Weinen war wie weggeblasen, es streckte die Hand nach mir aus, ich mußte es auf den Arm nehmen, und ihm die Erklärung von dem Frosche macheu.

Einmal stund ich auch mit ihm bey dem Taubenhause, und machte ihn aufmerksam auf die Tauben, wie sie in ihre Häuserchen aus- und eingiengen, ruxten, sich schnäbelten und dergleichen, und machte eine Erklärung darüber.

Ehe ich mich versahe, rief jemand hinter mir: guten Morgen, Herr Kiefer; da ich mich umdrehete, war es unser Herr Pfarrer; nun das freut mich doch, sagte er, daß ich einen so verständigen Vater hier antreffe.

Wie so? fragte ich. Denn ich wußte wirklich nicht, wie ich zu der Ehre kam, daß ich dieß Lob erhielt. Er sagte mir darauf, daß ich auf dem rechten Wege wäre, wo man mit der Erziehung der Kinder den Anfang machen müsse. Dieß gefiel mir so wohl, daß ich ihn nöthigte, mit in die Stube zu gehen.

Da setzte er sich nun hin, und hielt eine lange Predigt über die Erziehung der Kinder. Ich will doch etwas davon wieder erzählen, so gut, als ich es mir gemerkt habe.

Fast

Fast alle Eltern, sagte er, haben den besten Willen, ihre Kinder gut zu erziehen, nur eines fehlt ihnen, sie wissen nicht, wie sie es anfangen sollen. Das erste, was sie sie lehren, ist das grosse A.

Daß du lehren müßtest! Giebt's denn sonst gar nichts wichtiges für das Kind zu lernen, als das große A? Weil nun das Kind vor dem vierten und fünften Jahre noch zu einfältig ist, als daß es Buchstaben lernen könnte, so lehren sie es gar nichts. Und in den ersten fünf Lebensjahren muß doch das Kind am mehresten lernen.

J. Das begreife ich doch nicht.

Pf. So will ich es ihm begreiflich machen. Woher weiß er denn, daß die Kühe Haare haben und keine Federn?

J. Weil ich es gesehen habe.

Pf. Woher weiß er denn aber, daß es ein Land giebt, welches Amerika heißt? hat er es denn auch gesehen?

J. Das wohl nicht, aber ich habe es gehört.

Pf. Ganz Recht. Alles, was wir wissen, das haben wir durch unsere Sinne, das Gehör, oder das Gesicht, oder das Gefühl, oder den Geruch, oder den Geschmack erfahren. Das erste also, was man bey dem Unterrichte des Kindes zu thun hat, ist dieses — man muß seine Sinne üben.

Und

Und da das Gehör und das Gesicht seine vorzüglichsten Sinne sind: so müssen vorzüglich diese geübet werden. Kann er sich denn vorstellen, wie eine Pipa aussieht.

J. Nein.

Pf. Kann er sich denn aber vorstellen, wie eine Kröte aussieht?

J. Das wäre ja schlecht, wenn ich das nicht könnte.

Pf. Woher kömmt es denn aber, daß er sich eine Kröte vorstellen kann, und keine Pipa?

J. Ja! Kröten habe ich in meinem Leben genug gesehen, aber noch niemals eine Pipa.

Pf. Ganz recht! wenn ich nun aber sage, die Pipa ist eine Amphibie, da kann er sich doch wohl die Pipa vorstellen?

J. Auch noch nicht.

Pf. So stelle er sich doch einmal eine Pipa vor! wie glaubt er denn, daß sie aussieht?

J. Eine Pipa? ich weiß nicht, wie ich sie mir vorstellen soll. Wenn ich Ihnen aber meine aufrichtige Meynung sagen soll: so stelle ich sie mir vor, wie eine Tabackspfeife. Wenn ich bisweilen ins Lüneburgische gieng, um Pferde zu handeln: so nannten die Bauern dort eine Tabackspfeife eine Pipe, das ist ja kein großer Unterschied.

Pf. Ha! ha! ha! Nun habe ich den Herrn Kiefer, wohin ich ihn haben will. Pipa ist eine große Art von Kröten. Wenn er nun, da er ein so kluger Mann ist, sich bey Pipa so etwas ganz Falsches denkt; wie muß es nun den armen

men unwissenden Kindern gehen, wenn sie erst Worte lernen müssen, ehe sie die Sachen kennen, die dadurch angezeiget werden. Wenn die Kinder sagen sollten, was sie sich bey den Worten denken, die sie lernen müssen: so würde man finden, daß sie sich davon oft eben so wunderliche und unrichtige Vorstellungen machen, wie er von der Pipa. Nein, erst müssen die Kinder *Sachen* kennen lernen, ehe man sie *Worte* lehrt. Wenn sie hernach die Worte hören: so stellen sie sich auch wieder die Sachen vor, die dadurch angezeigt werden. Wie kommt es denn aber, Herr Kiefer! daß er sein Kind auf die Thiere aufmerksam machte, und nicht auf die Staketen, auf die Holzart, den Wetzstein, u. dgl.

J. Ich weiß nicht, woher es kommt; das Kind hat über nichts so eine Freude, als über die Thiere.

Pf. Er hat ganz gut beobachtet, Herr Kiefer. Wenn ich die Sachen ausnehme, die es gerne ißt und trinkt: so hat es an nichts so eine Freude, als an Thieren, selbst an Menschen nicht. Wenn er es versuchen will, und will in einen Arm ein Kind, und in den andern einen jungen Budel, oder ein Lamm nehmen, und so zu seinem Conrädchen treten: so wette ich tausend gegen eins, Conrädchen wird nicht nach dem Kinde, sondern nach dem Budel oder Lamme sehen. Woher dieß komme, wollen wir jezo nicht untersuchen. Wahr ist es aber. Auf diese Art stößt uns ja der liebe Gott gleichsam mit der Nase darauf, daß wir

die Kinder vor allen Dingen auf die Thiere aufmerksam machen sollen.

Bisher war Conrädchen, das ich noch immer auf dem Schoose hatte, ganz ruhig gewesen; auf einmal aber streubte er sich, wollte fort, zeigte mit der Hand nach dem Fenster, und rief: hu! hu! hu!

Was hat denn das Kind vor? fragte der Herr Pfarrer.

Ich weiß es wohl, antwortete ich. Am Fenster kriecht eine große Fliege, die soll ich dem Kinde zeigen, und ihm die Erklärung davon machen. Komm Conrädchen! wir wollen zu der Fliege; sieh, wie sie da kriecht! (ich krabbelte dazu mit den Fingern auf seinen Händen) jezt fliegt sie fort! siehst du? immer fliegt sie da herum — rur rur rur — so schnurrt die Fliege.

Vortrefflich! sagte der Herr Pfarrer, da will ich hundert Kinder von diesem Alter nehmen, die die Fliege alle nicht bemerkt hätten. Da sieht er also, was es hilft, wenn man die Kinder früh mit den Thieren bekannt macht, sie lernen sehen und aufmerken. Wenn sie hernach größer werden: so hat man nicht nöthig, alle Augenblicke zu ihnen zu sagen: gieb doch Achtung! und bey jeder Sache, die ihnen vorkommt, sie gleichsam mit der Nase darauf zu stoßen. Sie geben von selbst Achtung, bemerken alles, was um sie ist, und stellen ihre Betrachtungen darüber an.

Mit solchen Kindern läßt sich auch eher etwas sprechen. Die mehresten Eltern wissen nicht, was sie mit ihren Kindern, wenn sie so alt, wie sein Conrad sind, anfangen sollen: daher wird ihnen in ihrer Gesellschaft die Zeit lang, sie geben ihnen Klappern, Docken und allerley andere Possen, daß sie sich damit die Zeit vertreiben sollen. Hilft dieß nicht mehr: so suchen sie sie in den Schlaf zu bringen, und machen ihnen durch den unzeitigen Schlaf den Kopf nur schwindlich. Wenn man dem Kinde aber oft Thiere zeigt, und sich mit ihm darüber besprochen hat: so kann man hernach auch ihm etwas von den Thieren erzählen. Das Kind wird zuhören, und wenigstens das mehreste davon verstehen. Und weil nun das Kind etwas versteht; so hat man es hernach gern um sich.

Von dieser Zeit an gab ich mich nun noch mehr mit Conrädchen ab, und lernte von ihm immer mehr.

Neuntes Kapitel.

Conrad Kiefer strebt nach dem Commando über seine Eltern, und wie es ihm gelungen ist.

Weil Conrädchen nun ein gar zu freundliches, drollichtes Kind war, so thaten wir ihm alles, was wir ihm an den Augen ansahen. Wenn er nach etwas reichte, so bekam er es gewiß; und wenn ihm auch bisweilen etwas abgeschlagen wurde, so brauchte er

nur zu schreyen, so erhielt er alles, was er haben wollte.

Das ist ja, dachte ich, die verkehrte Welt. Sonst war es Mode, daß die Kinder den Eltern gehorchen mußten, jezo gehorchen die Eltern dem Kinde; wenn das Ding so fortgeht, und das Kind wird größer, so muß ihm ja alles zu Gebote stehen.

Ich wollte, daß alle Eltern auf die heftigen Begierden der Kinder frühzeitig Achtung gäben; so würden sie gewiß bessere Kinder bekommen. Hier versehen sie es aber gemeiniglich. Das Stammeln des kleinen Kindes ist dem Vater und der Mutter etwas neues, es klingt so artig, und gefällt. So oft es ein neues Wort stammeln kann, freuet man sich und lacht darüber. Wenn es in seiner drollichten Sprache etwas verlangt, so kann man es ihm nicht abschlagen. Spricht es auch etwas albernes, so wird es doch belacht; und verlangt es auch etwas unschickliches, so schlägt man es ihm doch nicht ab. So werden die Kinder nach und nach dazu gewöhnt, daß sie in allen Stücken ihren Willen haben wollen, und alle ihre Unarten gut geheissen werden. Werden sie nun grösser, so sieht man ein, daß sie sich das alles abgewöhnen müssen, es will aber nicht gehen. Die Eltern brauchen daher Zwangsmittel; das Kind wird darüber böse und trotzt; die Liebe der Eltern nimmt ab, und, ehe man es sich versieht, so ist Zank und Verdruß da, und man klagt über die Ungezogenheit der Kinder, bedenkt aber nicht, daß

man

man durch seine Nachgiebigkeit sie selbst ungezogen gemacht habe.

Dieß alles sahe ich nun ein, wie ich es aber ändern sollte, das wußte ich nicht. Einmal lag eine Scheere auf dem Tische, das Kind reichte darnach und wollte sie haben. Nein, sagte ich, Conrädchen, du mußt nicht in allen Stücken deinen Willen haben, du bekommst die Scheere nicht!

So sagte ich, und legte die Scheere etwas stark auf den Tisch.

Was that Conrädchen? der schrie, wie wenn er am Spiese stäcke. Mir lief auch die Galle über, ich gab dem Kinde ein Paar derbe Klapse auf die Hände. Hatte das Kind nicht geschrien, so schrie es nun erst, strampelte mit den Füßen und zuckte mit den Händen, daß ich gar nicht wußte, was ich mit ihm anfangen sollte. Gut war es nur, daß seine Mutter nicht da war, sonst hätte es vielleicht noch einen Streit gegeben, und sie hätte wohl gar dem Kinde das Wort geredet.

Da ich nicht wußte, was ich thun sollte, legte ich das Kind auf die Erde, ließ es schreyen und trat an das Fenster. Da es sich satt geschrien hatte, nahm ich es auf, brachte es seiner Mutter und lief nun ins Feld, um andere Gedanken zu bekommen.

Ich muß gestehen, daß mir alle Glieder zitterten, theils weil das Kind mich dauerte, theils, weil ich auf mich selbst böse war, daß ich nicht verstund, wie man über ein so kleines Kind Herr werden muß. In tiefen Gedanken gieng ich an meinen Weizenacker.

 Da

Da ich bald dabey war, sahe ich ein Rebhuhn mit seinen Jungen. Sobald es mich erblickte, lief es in den Weizen, lockte — husch da waren alle seine Jungen bey ihm, und kein einziges blieb zurück.

Hum! dachte ich bey mir selbst, es ist eine curiose Welt. Das Rebhuhn, das keinen Verstand hat, in keine Schule gegangen ist, und nicht aus dem Katechismus ist examiniret worden, das versteht, wie es seine Jungen regieren soll, und der Mensch, der so klug ist, und so vieles lernt, hat nicht so viel Einsicht, daß er sein Kind nach seinem Willen lenken könnte. Und es muß doch gehen! wenn dir der liebe Gott das Vermögen gegeben hat, ein Kind zu erzeugen, so hat er dir auch gewiß das Vermögen gegeben, es zu erziehen.

Mit diesen Gedanken gieng ich wieder nach Hause, und überlegte, ob ich nicht ein Mittel finden könnte, mein Kind auf andere Gedanken zu bringen, wenn es etwas verlangte, das ich ihm mit gutem Gewissen nicht geben könnte. Ich konnte aber immer nichts ausgrübeln.

Ich nahm Conrädchen wieder auf den Arm, kaum hatte ich ihn aber ein Paar Minuten gehabt: so wollte er wieder zur Mutter, und die Mutter konnte ihn doch nicht nehmen, weil sie im Hause allerley Geschäfte zu verrichten hatte. Da wurde mir angst und bange, weil ich voraus sahe, daß es wieder eben so ein Geschrey, wie vorhin, geben würde. Zum Glück trat mein Knecht und mit ihm mein Hund herein. Ich machte Con-

räd-

rädchen darauf aufmerksam. Conrädchen sahe nun nicht mehr auf die Mutter, sondern auf den Spitz, und war zufrieden. Meiner Frau winkte ich unterdessen mit den Augen, daß sie hinaus gehen sollte; sie that es, und so war alles gut.

Aha! dachte ich, kannst du Conrädchen so kriegen, so soll es künftig schon besser gehen.

Wirklich gieng es auch besser. Ich hielt nun immer etwas in Bereitschaft, was das Kind gerne sahe, z. B. ein Bild, oder ein Thier; wenn es nun schlechterdings darauf bestund, daß es etwas haben wollte, was ich ihm doch nicht geben konnte: so holte ich etwas herbey, und zeigte es ihm. Da vergaß es dann das, was es haben wollte, und freuete sich über das, was ich ihm zeigete.

So lernte ich die große Kunst, die heftigen Begierden eines kleinen unverständigen Kindes zu brechen. Sie besteht darinne, daß man ihm nur gleich etwas anderes zeigt, was ihm Freude macht. Darüber vergißt es das, was es verlangte, und ist zufrieden.

Aber freylich ists mit dem Zeigen allein nicht ausgerichtet. Man muß dabey Geberden machen, und eine Stimme annehmen, die das Kind glaubend machen, als wenn man ihm etwas recht wichtiges zeigen wollte. Hätte ich nur gesagt: sieh! da ist der Spitz! so hätte das Kind vielleicht fort geschrien. Ich machte es aber anders. Lachend sagte ich: „I Spitz, wo kommst du denn her?

willst du denn Conrädchen besuchen? sieh! da ist Conrädchen.„ Damit war es gut.

Zehntes Kapitel.

Von einem großen Schrecken, welches Conrädchen seinen Eltern einjagt.

Da Conrädchen ohngefähr drey Viertel Jahre alt war, fieng er einmal des Morgens an, gar jämmerlich zu weinen. Ich nahm ihn auf und suchte ihn zu begütigen, trug ihn in den Pferdestall, ins Taubenhaus, brauchte alle meine Künste, um ihn zum Lachen zu bringen, das war aber alles umsonst. Das Kind weinte fort, die Backen glüheten ihm, der Geifer floß ihm aus dem Munde, es zuckte bisweilen mit den Armen, und steckte immer die Fäuste in den Mund. Da merkte ich denn wohl, daß die Backenzähne durchbrechen wollten; was ich aber dabey thun sollte, das wußte ich nicht. Ich überließ das Kind also der lieben Natur, und bat die Mutter nur, daß sie mit ihm Geduld haben möchte, welches sie auch redlich that.

Nachmittags legte sie es aufs Bette, weil es schien, als wenn es schlummern wollte; kaum hatte es aber eine halbe Stunde gelegen: so kam die Mutter mit einem heftigen Geschrey zu mir, und sagte: Das Kind hat das böse Wesen.

Daß ich darüber auch erschrack, kann man leicht denken, nicht nur über das Kind, sondern auch über die Mutter, die durch das Schrecken so angegriffen wurde, daß ich besorgen mußte, sie möchte eine Krankheit davon bekommen. Ich bat sie also, zurück zu bleiben, gieng allein zu dem Kinde in die Kammer, und schloß die Thüre hinter mir zu.

Da hatte ich freylich einen schrecklichen Anblick. Hände und Füße zuckten an dem Kinde, das ganze Gesicht wurde verzogen, und immer trat ihm der Schaum vor den Mund.

Nachdem ich den Jammer eine Viertelstunde mit angesehen hatte, hielt ich ihm eine zerquetschte Zwiebel unter die Nase, es wurde darauf ruhig, und nach etlichen Tagen waren ein Paar Backenzähne durchgebrochen.

Mir war aber doch nicht wohl dabey zu Muthe; es waren noch nicht alle Backenzähne da, und die Spitzzähne gar nicht. Was will das werden, dachte ich bey mir selbst, wenn das Kind allemal, so oft ein Zahn durchbrechen will, so viel ausstehen soll! das kann doch dem Kopfe unmöglich gut seyn. Was hatte ich zu thun? ich reiste zu meinem Bruder und bat ihn um seinen guten Rath. Dieser gab mir nun ein Dutzend rothe Pülverchen, die er Verwahrungspulver nannte, wovon ich allemal eins in Milch rühren, und dem Kinde geben mußte, so oft ich merkte, daß dieser schreckliche Anfall wieder auf dem Wege wäre. Davon habe ich nun immer gute Wirkung verspürt. Weder Conrädchen, noch eins von meinen übrigen Kindern bekam das böse Wesen wie-

der, seitdem ich dieß Pulver im Hause hatte. Schade! daß mein Bruder nicht gesagt hat, wovon es gemacht wird; sonst wollte ichs gerne hier mittheilen. In den Apotheken bekommt man es nicht, und ich wüßte keinen Ort, wo es zu haben wäre, ausser bey dem Herrn Dr. Vognetz zu Waltershausen, bey Gotha.

Eilftes Kapitel.

Conrädchen bekommt eine Weyhnachtsbescheerung, und sein Vater macht ihm die Erklärung davon.

Kurz darauf fiel Weyhnachten ein, und es wurde für Conrädchen eine Weyhnachtsbescheerung zubereitet. Die Großmutter putzte für ihn ein Bäumchen, und die beyden Großväter, die Mutter und der Vater, jedes machte etwas für Conrädchen fertig, ohne daß eines dem andern sagte, was es dem Kinde zugedacht hätte. Den Tag vor Weyhnachten Abends acht Uhr gieng die Bescheerung vor sich.

Da setzte nun die Großmutter ein Tannenbäumchen hin, woran Rosinen, Mandeln, Aepfel und Nüsse hiengen, mein Vater brachte einen Schlitten, der so eingerichtet war, daß das Kind bequem darinn sitzen konnte; mein Schwiegervater stellte einen Gängelwagen und einen Laufzaum hin, die Mutter brachte einen leinenen Anzug, wozu sie das Garn selbst

selbst gesponnen hatte, und ich, ich legte ein Bilderbuch hin, in welchem Pferde, Kühe, Schaafe, Hirsche, Tauben, Hühner, Rebhühner u. dgl. abgebildet waren. Da nun alles fertig war, holte ich Conrädchen herbey, öffnete langsam die Thüre, ließ ihn in das helle Zimmer sehen, und dann traten die Alten um ihn, und zeigten ihm alle die Raritäten, die sie für ihn angeschafft hatten.

Und was that Conrädchen? Der sperrte die Augen weit auf, und sahe alle diese Sachen an, wie man bey uns zu sagen pflegt, wie die Kuh das neue Thor. Große Freude bezeigte er aber eben nicht darüber. Wie das zugieng, kann man leicht errathen. Es war da zu vielerley auf einmal, er konnte es nicht genau betrachten, und sich also auch nicht darüber freuen. Die Alten suchten ihm zwar eine Erklärung darüber zu machen; eines rief: Conrädchen! sieh einmal den schönen Schlitten! das andere: guck einmal! den schönen Gängelwagen; das dritte: hast du denn keine Freude über das neue Kleidchen? das half aber alles nichts. Conrädchen war wie betäubt, und schien weder zu sehen noch zu hören.

Nun, sagte ich, haben die Alten ihre Lust gehabt, das Kind hat an dem Spasse weiter keine Freude, weil es noch nicht versteht, wozu die Sachen gut sind, ich dächte also, wir löschten nun die Lichter aus, und brächten das Kind zur Ruhe.

Das geschahe denn, und jedes wünschte, daß Conrädchen noch recht viele Weyhnachten erleben möchte.

Den andern Tag zeigte ich ihm nun die Sachen einzeln, und erklärte sie ihm, er hatte aber über nichts eine so große Freude, als über das, was er in den Mund stecken konnte, und — über das Bilderbuch. Da ich ihm das aufschlug: da hätte man sehen sollen, wie er lachte und sich freuete. Ich zeigte ihm nun jedes Bild einzeln, und erklärete es ihm, indem ich durch die Stimme und durch Geberden die Sachen recht begreiflich zu machen suchte.

Wills doch versuchen, ob ich die Erklärungen recht begreiflich machen kann:

„Was ist denn da? da sind ja Täubchen! sieh wie sie da fressen! pick! pick! (mit dem Finger auf den Tisch pickend) da picken sie die Gerste auf. Da sind wieder ein Paar Tauben! Rucku! Rucku! so machen es die Tauben. Und wer kömmt denn da? Das ist der Geyer. Der fliegt da oben herum — immer fliegt er da herum (die Hand in der Luft bewegend) da guckt er herunter auf die Täubchen, da sind seine Krallen — da kömmt hernach der Geyer herunter mit den Krallen — Wup! da hat er ein Täubchen weg; hernach hackt er es mit dem Schnabel, und frißt es. (Als das Wort Wup! kam, umklammerte ich seine Hand mit meinen Fingern, und das Hacken des Geyers drückte ich dadurch

aus,

aus, daß ich mit dem Finger auf des Kindes Hand hackte.)

Da war nun mein Conrädchen recht in seinem Elemente. Worüber ich mich aber am mehresten wunderte, das war, daß das Kind die Bilder von allen den Thieren kannte, die es wirklich gesehen hatte. Und doch waren die Bilder ganz klein, und nicht einmal illuminirt.

Das sah ich gleich itzo. Da ich ein Paar Bilder erklärt hatte, und ein frisches aufschlug, erklärte ich es nicht; sondern fragte gleich: wo ist denn das Pferd? wo ist denn der Hund? wo ist denn aber die Kuh? und allemal wies das Kind richtig mit dem Finger auf das Bild, wornach ich gefragt hatte.

Da ich nun etliche Bilder hinlänglich erkläret hatte: so machte ich auch eine Erklärung über den Laufzaum; aber nicht für Conrädchen, sondern für mein Weibchen. Liebe Frau! sagte ich, einen Gefallen thue mir: den Laufzaum schließ in deine Lade, und den Gängelwagen stell auf den Boden. Conrädchen wird dadurch nur verwöhnt. Wenn er anfängt zu laufen, so verläßt er sich auf den Gängelwagen und auf den Laufzaum, und — wenn er hernach ohne diese Sachen anfangen soll fortzuschreiten, so muß er wieder von vorne anfangen, und wird alle Augenblicke einmal fallen. Unser Spitz hat ja auch weder Gängelwagen noch Laufzaum gebraucht, und hat so hübsch laufen gelernt.

Fr. Das ist auch was ganz anders. Spitz hat vier Beine, Conrädchen aber nur zwey.

J. Ja so! daran habe ich nicht gedacht. Aber weißst du was, liebe Frau! was wir thun wollen? Conrädchen soll erst lernen auf allen vieren gehen, ehe er auf zwey Beinen geht.

Sie wollte noch etwas antworten; da trat aber zum Glück unser Herr Pfarrer herein.

Kommen Sie doch, sagte ich, Herr Pfarrer! wie gerufen. Da habe ich einen kleinen Streit mit meiner Frau. Diesen kann kein Mensch besser entscheiden, als Sie.

Ich trug ihm den Streit vor, und er gab mir in allen Stücken recht. Und nun, sagte er noch zuletzt, muß ich noch das Wichtigste hinzusetzen. Hat sie denn, Frau Kiefern, nicht viele Kinder mit krummen Beinen gesehen? Daran sind gar vielmal die Gängelwagen und Laufzäume Schuld. Wie dieß zugehe, das will ich ihr erklären. Wenn ich einem Kinde seine Freyheit lasse: so tritt es nicht eher auf, bis es Kräfte in den Knochen fühlt, und setzt sich nieder, wenn es Müdigkeit verspührt. Hingegen, wenn man dieses Zeug gebraucht, so stellt man das Kind oft hin, ehe es hinlängliche Kräfte hat, und zwingt es zum Stehen, wenn es gleich lieber sitzen möchte. Dadurch werden die schwachen Glieder über Vermögen angestrengt, und verwachsen und werden krumm.

Was sagt sie denn dazu, Frau Kiefern?

Nichts!

Nichts! antwortete sie, als daß ich dem Herrn Pfarrer und meinem lieben Manne folgen will.

Zwölftes Kapitel.

Conrads Vater läßt sich zu ihm herab.

Dazu hatte ich meine liebe Frau schon lange beredet, daß sie Conrädchen oft auf die Erde setzte, und allerley Spielwerk, z. Ex. Bälle, Bilder, u. dgl. um ihn legte. Im Anfang fiel er bisweilen um; er fiel aber nicht hart, weil immer ein Mantel um ihn gebreitet war. Er wurde auch gleich wieder aufgerichtet, weil immer eins bey ihm seyn mußte, da ich glaubte, daß man ein so kleines Kind nie allein lassen dürfe. Als er einigemal umgefallen war, lernte er nach und nach sich selbst wieder aufrichten. Bisweilen rollte ihm der Ball fort, oder er hatte das Spielwerk etwas weit von sich geworfen. Dieß reitzte ihn, fort zu kriechen, und die Sachen wieder zu sich zu holen. Ich hatte meine herzliche Freude daran, wenn ich ihn so kriechen sahe.

Bey andern Vätern habe ich es gesehen, daß sie das Kind bey der Hand nahmen, und es herum führten, damit es laufen lernen möchte.

Mir wollte es immer nicht recht gefallen, wenn ich sahe, wie die Eltern ihre Kinder umher führeten, um sie das Gehen zu lehren. Wer führt

führt denn die jungen Hunde? und doch lernen sie laufen. Sollte denn der Mensch allein so ungeschickt seyn, daß er das Gehen nicht von sich selbst lernen könnte? Ueberdieß ist auch immer zu besorgen, daß man ein Kind über seine Kräfte anstrengt, wenn es umher geführt wird, ohne selbst Lust dazu zu bezeigen.

Ich ließ also mein Conrädchen immer kriechen, und es gefiel mir sowohl, daß ich bisweilen, wenn ich recht bey guter Laune war, selbst mit ihm auf allen Vieren herum kroch. Das war Conrädchen eben recht, er lachte und kroch noch einmal so geschwinde.

Unser Herr Pfarrer kam einmal dazu, da wir so mit einander in der Stube herum krochen. Er lachte, und sagte: nun das heiße ich doch, sich zu den Kindern herablassen! Wer die Kinder gut erziehen will, der muß sich nothwendig zu ihnen herablassen können, er mag ihnen das Gehen oder sonst etwas lehren wollen; dann bekommen die Kinder ihn lieb, freuen sich, wenn er in die Stube tritt, und begreifen leicht seine Lehren. Will man sich aber nicht zu dem Kinde herablassen; verlangt man von ihm, daß es gleichsam heraufsteigen soll: so bekommt es gegen uns eine Abneigung, lernt mit Verdruß und folglich sehr langsam. Unser Heiland sagt: So ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Man könnte auch sagen: so ihr nicht

werdet

werdet wie die Kinder, so ihr nicht lernt euch zu ihnen herablassen: könnt ihr sie auch nicht erziehen.

Dreyzehntes Kapitel.

Conrädchen lernt laufen und fühlt Regungen von der Erbsünde.

Da Conrädchen einige Wochen gekrochen war: bemühte er sich an dem Fuße eines Stuhls aufzustehen, und es gelang ihm. Er gieng um denselben herum, und freuete sich darüber. Nach etlichen Wochen lernte er stehen, ohne sich anzuhalten, und, wenn er das Gleichgewicht verlohr; so fiel er nicht hin, sondern setzte sich gleich auf den Hintern. Auf diese Art lernte er alle seine Glieder brauchen, und sich, wenn er fallen wollte, so zu helfen, daß es ihm keinen Schaden that. Dieß war ihm in der Folge sehr nützlich.

Einmal hatte ich einen recht vergnügten Tag. Ich saß an meinem Tische, schrieb auf, was ich die Woche über eingenommen und ausgegeben hatte — und Conrädchen kroch neben mir herum, und richtete sich auch bisweilen auf. Auf einmal sahe ich, daß er etliche Schritte fortgieng, sich niedersetzte, wieder aufrichtete und fortgieng, und am Ende durch die ganze Stube lief. Geschwind lief ich zu meiner Frau in die Küche, rief sie herbey, und sagte, daß ich ihr etwas zeigen wollte, wozu sie aber kein Wort reden dürfe. Denn wenn sie darüber viel ge-

schwatzt, oder gar laut gelacht hätte: so würde das Kind nur irre geworden seyn.

Da sie nun in die Stube trat, und sich stellete, als wenn sie das Kind gar nicht bemerkte: so lief es hin und her, und die Alten freueten sich darüber, wie die Sperlinge, wenn ihre Jungen das erstemal von einem Dache zum andern fliegen.

Von dieser Zeit an wurde Conrädchen, von Tage zu Tage, im Laufen geschickter, so daß er, als wir seinen ersten Geburtstag feyerten, ohne allen Anstoß laufen konnte, und Fremde, die ihn sahen, gar nicht glauben wollten, daß er erst ein Jahr alt sey. Meiner Baase Christine ihr Kind, ob es gleich zwey Jahre alt war, konnte so gut noch nicht gehen, immer wackelte es wie eine Ente, und stolperte über jedes Steinchen. Gleichwohl hatte es stundenlang im Gängelwagen gehen müssen, und war lange am Laufzaume herumgeführt worden; wie geht denn dieß zu?

Einmal war die Baase mit dem Kinde, Christelchen hieß es, bey mir. Ich spielte nach meiner Art mit Conrädchen, setzte mich auf einen Stuhl, faßte mit meinen Händen die seinigen, ließ ihn auf meinen Fuß treten, hob ihn auf und nieder, und trallerte etwas dazu. Christelchen gefiel dieß so wohl, daß es die Arme nach mir ausstreckte, und mir dadurch zu verstehen gab, daß es wünsche, auch auf meinen Fuß zu treten. Ich that es, ließ Conrädchen herabtreten, und Christelchen hinauf steigen.

Dieß

Dieß war Conrädchen aber gar nicht recht; er schrie, daß er kirschbraun wurde, faßte Christelchens Kleider, und wollte es herabziehen. Dieß betrübte mich sehr, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabey benehmen sollte. In der Angst lief ich in die andere Stube, setzte mich an den Tisch, und legte den Kopf in die Hand.

Da hast du nun, dachte ich bey mir selbst, bisher an dem Conrädchen deine Freude gehabt, weil er so gesund und klug war. Was hilft denn dieß aber alles, wenn er neidisch ist, und sich ärgert, wenn seine Nebenmenschen eine Freude haben? Auf diese Art wird er ja niemals froh. Was machst du? schlägst du ihn: so wird er dir gram; nimmst du seines Schreyens ohngeachtet Christelchen auf den Fuß: so wird er immer boshafter. Ich sprang vom Stuhle auf, gieng in der Stube hin und her, und bekam endlich einen Einfall, der unter Brüdern tausend Thaler werth ist. Ich lief sogleich in die vorige Stube wieder, und suchte ihn auszuführen.

Trallernd setzte ich mich auf den Stuhl, hob den Fuß auf und nieder, und Conrädchen kam sogleich, stellte sich darauf, und Christelchen sahe dem Spiele betrübt zu.

Das arme Christelchen! sagte ich wehmüthig, das möchte auch gern mitspielen. Conrädchen! willst du Christelchen nicht auch lassen aufsteigen? Conrädchen stieg ab, und Christelchen stieg auf. Da ich sie ein paarmal auf- und nieder gehoben hatte, mußte sie ab- und Conrädchen wieder auf-

steigen. Ich hatte ihn aber kaum zweymal in die Höhe gehoben: so sprang er herab, wies nach Christelchen, dann auf meinen Fuß, und sagte: Da! da! Sogleich ließ ich Christelchen wieder auf, und bald herabsteigen. Conrädchen mußte wieder auf den Fuß treten. So groß nun auch die Freude des Kindes bisher gewesen war, wenn ich es so mit dem Fuße auf- und nieder hob: so freuete es sich jetzo doch noch mehr, wenn es Christelchen vergnügt sahe. Er sprang sogleich wieder herunter, wies auf den Fuß, sagte da! und ich ließ Christelchen wieder aufsteigen. So setzte ich das Spiel wohl eine halbe Stunde fort, und freuete mich gar herzlich, daß ich bey meinem Kinde den ersten Anfall vom Neide gedämpft hatte. Ich ließ von nun an Christelchen täglich zu mir kommen, und mit Conrädchen spielen. Schrie dieser nun bisweilen, wenn diese etwas von seinem Spielwerk nahm: so sagte ich allemal mit wehemüthiger Stimme: die arme Christel! so schob Conrädchen ihr sein Spielwerk, wo nicht allemal, aber doch mehrentheils hin.

Ueber diesen Einfall freue ich mich jetzo noch: weil ich gewiß weiß, daß ich dadurch meinen Conrad zuerst gelehret habe, sich über die Freude seines Nebenmenschen zu freuen und daran Theil zu nehmen. Ich brachte ihn auf diesem Wege immer weiter, und hatte gar vielmal die Freude zu sehen, daß er sein Frühstück mit Christelchen theilte, wenn diese keines hatte, und ich zu ihr

sagte: armes Christelchen! hast du kein Frühstück bekommen?

Aber freylich sahe ich darauf, daß Christelchen nichts unbilliges von ihm verlangte, und daß diese auch ihm bisweilen von ihrem Frühstücke und ihrem Spielwerke etwas gab.

Da ich dieß einmal dem Herrn Pfarrer erzählte, war er vollkommen damit zufrieden, und sagte: mein lieber Herr Kiefer! er hat seine Sachen gut gemacht. Hätte er sein Söhnchen nicht bald curirt: so würde es ein neidisches und boshaftes Kind geworden seyn, das ihm vielen Verdruß gemacht hätte. Dann würde er über dasselbe bittere Klagen geführet, und die Schuld von seinem Eigensinne und seiner Unverträglichkeit wohl gar auf die Erbsünde geschoben haben. Wäre dieß wohl recht gewesen? Sieht er nun nicht ein, daß der Grund von Conrädchens Starrsinne in ihm selbst und seiner Unwissenheit, die Kinder ordentlich zu behandeln, hätte müssen gesucht werden? Lieber Herr Kiefer! es giebt eine Erbsünde, eine Neigung zum Bösen und Abneigung vom Guten, die die Kinder von ihren Eltern bekommen; sie wird ihnen aber nicht sowohl angebohren, — als anerzogen.

Vierzehntes Kapitel.

Enthält einen Discurs zwischen Conrädchen und seinem Vater.

Conrädchen war nun ein und ein halbes Jahr alt, und war so gesund, so klug, konnte so gut laufen, daß jedermann seine Freude an ihm sahe. Nur mit dem Sprechen wollte es nicht recht fort. Er konnte noch gar nichts reden, ausser daß er die Stimme der Thiere nachahmte. Mu! hieß bey ihm eine Kuh, Bä! ein Schaaf, hau! hau! ein Hund, Miau, eine Katze, kiki! ein Hahn, uku! eine Taube. Meine Frau war darüber bisweilen verdrieslich, und sagte: der Junge lernt doch in seinem Leben nicht reden; ich gab ihr aber immer zur Antwort: sey du nur ruhig! er wird das Reden lernen, wie das Laufen. Wenn er erst einmal anfängt, dann geht es desto geschwinder.

Einmal reiste ich auf den Pferdemarkt nach Buttstedt, um mir da ein Reitpferd zu kaufen, und blieb drey Tage aus. Da ich wieder zurück kam und in die Stube trat, hatte das Kind eine so herzliche Freude, daß es mir entgegen lief, und rief: Vate! Vate! Dieß sollte Vater heissen. Die Alten freueten sich darüber auch. Ich nahm ihn auf den Arm und küßte ihn, und die Mutter konnte des Herzens gar nicht satt werden. Von dieser Stunde an nannte er eine Sache nach der andern bey ihrem rechten Namen, aber freylich

ein bischen undeutlich. Bod hieß nach seiner Sprache Brod, Pitz, unser Hund, Spitz, Esse ein Messer, u. s. w. Das klang aber so schnurrig, daß ihn die Mutter fast allemal durchherzte, so oft er ein neues Wort herausbrachte. Und die Wahrheit zu sagen: so kriegte er von mir auch manchen Kuß.

Mir kam es immer vor, als wenn dieses nicht recht wäre, und unser Herr Pfarrer bestärkte mich darinnen. Da er einmal bey uns speiste, hatte meine Frau das Kind auf dem Schoose, und lachte und küßte es allemal, so oft es etwas stammelte. Frau Kieferin! Frau Kieferin! sagte der Herr Pfarrer, das Ding geht nicht gut. Jetzo wird alles bewundert, was das Kind spricht und thut, es wird deswegen geschmeichelt und geküßt. Dadurch wird das Kind gewöhnt, allemal Bewunderung und Schmeicheley zu erwarten, so oft es etwas gethan hat, und wenn das nun in der Folge nicht geschieht, so wird es mürrisch und verdrieslich. Daher gebe ich allen Eltern den guten Rath, daß sie ihren Kindern nicht zu viel schmeicheln und sie nicht zu sehr bewundern sollen.

Von dieser Zeit an hielten wir mit dem Herzen und Küssen etwas an uns. Ganz unterblieb es aber freylich nicht.

Ich glaube auch nicht, daß es nöthig ist. Der Trieb der Eltern, ein Kind, wenn es gut und artig ist, zu küssen, ist ein natürlicher Trieb, der so, wie alle Naturtriebe, unschuldig ist, und

nur erst dann Schaden thut, wenn man ihn unmäßig befriedigt.

Ob nun schon Conrädchen nur einzelne Worte, und diese nur undeutlich sprechen konnte, so daß sie, ausser seinen Eltern, niemand verstand: so konnte ich doch schon ein Gespräch mit ihm führen, und freuete mich herzlich darüber, wenn ich merkte, daß er mich verstand, und daß er mir seine Gedanken wieder ausdrücken konnte. Manche Leute lachten darüber, wenn sie uns discuriren höreten, und sagten, das wäre Kinderey und Narrenspossen; ich habe aber doch erfahren, daß diese Discurse ihren guten Nutzen hatten. Ich will nur ein Exempel davon erzählen.

Conrädchen hatte die Gewohnheit, daß er allemal einschlief, wenn er sein Abendbrod genossen hatte. Nach meinen wenigen Einsichten glaubte ich, daß ich ihm dieß nicht wehren dürfte, weil es mir vorkam, als wenn die Natur jetzo den Schlaf verlange. Ich ließ ihn also schlafen. Aber nun ereignete sich oft der Umstand, daß Conrädchen munter wurde, wenn die Alten zu Bette gehen wollten, lärmte, tobte, aus dem Bette und wieder hineinstieg, so daß die Alten kein Auge zuthun konnten. Was war da zu thun? Ich wußte es nicht, und meine Frau wußte es eben so wenig. Ich schwieg ganz stille, und dachte nach, was bey der Sache zu thun wäre. Meine Frau brauchte aber die Mittelchen, die bey Müttern gewöhnlich sind, wenn sie die Kinder einschläfern wollen. Erst nahm sie Conrädchen in

in den Arm, schlug ihn sanft mit der Hand, und sagte: Bisch! Bisch! — Es half nichts, Conrädchen suchte sich aus der Mutter Armen heraus zu winden, und — da diese es nicht zuließ: so fieng er an zu schreyen. Da wurde die Mutter endlich ungeduldig, fuhr auf, und sagte: Conrad! leg dich hin und schlafe, oder ich pantsche dich durch!

Nun glaubte ich, daß es Zeit sey, dazwischen zu springen. Ich stund also auf, und sagte: liebe Frau! wenn du einmal nicht einschlafen könntest, wie würde es dir denn gefallen, wenn man dich durchpeitschen wollte? Gieb mir das Kind her, ich will sehen, was ich mit ihm anfange.

Da gab sie es mir, und ich — ich wußte noch immer nicht, was ich mit ihm thun sollte. Erst wollte ich das Bilderbuch holen und es ihm erklären; hernach dachte ich aber auch, wenn du das einmal anfängst: so will er allemal Bilder sehen, wenn andere Leute schlafen wollen, auf diese Art kommst du um deine Ruhe. Glücklicher Weise fiel mir ein, was ich zu thun hatte. Conrädchen! sagte ich, soll ich dir denn etwas erzählen? tähle, war seine Antwort. Nun so komm, fuhr ich fort, mit in mein Bette, da will ich dir etwas erzählen. Ich nahm ihn also mit in mein Bette, und fieng mit ihm folgendes Gespräch an.

J. Jetzo schläft alles, der Hahn schläft, die Hühner schlafen, die Tauben schlafen.

C. Weine.

J. Die Schweine schlafen, der Spitz schläft.

C. Mutte.

J. Die Mutter schläft auch, und nun schläft auch Conrädchen und der Vater. Aber morgen, da sprech ich: Conrädchen; willst du mit in den Hof gehn?

C. Of tehn.

J. Ja, da gehn wir in den Hof, zu den Hühnern.

C. Täfe.

J. Da suchen wir Käfer, und bringen sie dem —

C. Ahn.

J. Der Hahn, ja, der kommt dann, und macht es so: Gluck! Gluck! Gluck! da kommen die Hühner alle, und fressen die Käfer.

C. Taube.

J. Auch zu den Tauben wollen wir gehen.

C. Geste.

J. Ja, Gerste wollen wir mitnehmen, in einem Körbchen, da wirft sie Conrädchen hin, und die Tauben kommen geflogen, und fressen die Gerste.

C. Ucku!

J. Rucku! so machen es die Tauben.

C. Pitz!

J. Spitz! der wird eine Freude haben, wenn er uns sieht, und wird springen!

C. Hau! Hau!

J. Bellen wird er auch —

C. Bod.

J. Ja, das versteht sich, ein Stück Brod sollst du ihm geben.

C. Mutte.

J. Die Mutter soll uns das Brod geben, und Conrädchen giebt das Brod dem Spitze, und Spitz hat eine Freude darüber, und wedelt mit dem Schwanze.

So sprach ich mit ihm, immer leiser, immer leiser, bis er mir nicht mehr antwortete, und ihm die Augen zufielen. Dann drückte ich noch einen Kuß auf seine rothe Backen, und wir schliefen beyde ruhig ein. So machte ich es allemal, wenn er keine Lust zum Schlafen hatte, und es gieng immer gut, da sahe ich denn doch, daß es seinen Nutzen habe, wenn man mit kleinen Kindern discuriren lernt.

Wie gefällt dir meine Art Kinder einzuschläfern? fragte ich meine Frau. Gut, gefällt sie mir, war ihre Antwort, und ich danke dir dafür, daß du mir des Abends, wenn ich schlafen will, Ruhe verschafft hast. Wenn du mir auch ein Mittel angäbest, wie ich das Kind dahin bringen könnte, daß es sich ordentlich waschen und baden ließe! Seit einigen Wochen habe ich recht meine Plage mit ihm. So oft ich mit dem kalten Wasser komme, so schreyt er, wie ein Zahnbrecher.

Jetzo, sagte ich, liebe Frau! fällt mir nicht gleich etwas bey. Ich will der Sache aber weiter nachdenken, vielleicht habe ich wieder einen guten Einfall.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom guten Exempel.

Nach einigen Tagen hatte ich diesen Einfall wirklich. Schon lange hatte ich die Gewohnheit, daß ich badete. Ich ließ nämlich wöchentlich ein paarmal vor Tische einen Kübel voll kaltes Wasser auf meine Stube bringen, schloß die Thüre zu, zog mich dann nackend aus, wusch mit einem großen Schwamme erst den Kopf, dann das Genick und die Brust, endlich den ganzen Leib. Da ich nun das nächstemal mich wieder badete, nahm ich mein Conrädchen dazu, und ließ ihn zusehen. Da ich fertig war, sagte ich: nun habe ich mich gebadet! willst du dich auch baden, Conrädchen?

Bade, war seine Antwort.

Gut! sagte ich, Conrädchen soll sich baden, zog ihn sogleich aus, und wusch ihn eben so, wie ich mich gewaschen hatte. Da die Operation vorbey war, zog ich ihn wieder an, nahm ihn auf den Arm, und sagte: nun wollen wir auch zur Mutter gehen, und wollen es ihr erzählen, daß wir uns gebadet haben.

Mutter! sagte ich, da bring ich das Conrädchen, das hat sich gebadet mit dem Vater.

Bade! Bade! sagte er, und die Mutter umarmte ihn, und sagte: hast dich gebadet? das ist brav!

Da

Da ich mich das nächstemal badete, sagte ich, Conrädchen! wollen wir uns baden? Sogleich warf er sein Spielwerk hin, streckte die Arme nach mir aus, lachte, und sagte: Bade! Bade!

So giengen wir lachend zum Bade. Da es vorbey war, platscherte er noch mit den Händen im Wasser, dann hob er das eine Bein über den Kübel, sahe mich dazu schelmisch an, und da ich dazu lächelte, stieg er ins Wasser, und platscherte darinnen nach Herzenslust.

Da das Kind einmal am Baden Vergnügen gefunden hatte: so scheuete es das kalte Wasser gar nicht mehr, und badete sich, da es größer war, auch mit mir im Flusse. Diesem fleißigen Baden schreibe ich es vorzüglich zu, daß er so gesund und stark geworden ist: denn wenn der Mensch sich fleißig mit kaltem Wasser wäscht und badet: so wird der Körper reinlicher erhalten, die Nerven werden gestärkt, und wenn hernach der liebe Gott einmal mit einem tüchtigen Regengusse badet: so schadet es weiter nichts, da der Körper einmal dazu gewöhnet ist.

Ich erzählte das Späschen unserm Herrn Pfarrer, und er sagte, daß ich meine Sache gut gemacht hätte. Das Hauptwerk bey der Erziehung, setzte er noch hinzu, ist, daß die Alten den Kindern vormachen, was sie thun sollen. Wer dieß recht versteht, der kann aus den Kindern machen, was er will. Das Exempel wirkt mehr, als alle Ermahnungen.

Das habe ich in der Folge gar vielmal erfahren. Da z. E. Conrädchen 2 Jahre alt war, klagte er einmal über Kopfweh, und rieb sich die Augen, die aussahen, als wenn Wolken darinnen wären. Da nun in der Nachbarschaft die Masern (die rothe Sucht) grassirten: so merkte ich gleich, daß er auch die Masern bekommen würde. Ich ließ also einen Arzt kommen. Dieser sagte ebenfalls, daß die Masern auf dem Wege wären: — sprach mir aber Muth ein und sagte: die Masern sind gar nicht gefährlich, wenn man die Kinder nur vor der frischen Luft bewahrt. Die frische Luft ist eine herrliche Sache, nur nicht für Kinder, die die Masern oder das Scharlachfieber haben. Diese müssen nicht nur, so lange die Krankheit dauert, sondern auch nachher, wenn sie vorbey ist, so lange, bis sie dreymal purgirt worden sind, der frischen Luft entzogen werden. Hierauf gab er uns noch verschiedene Vorschriften, die wir pünktlich befolgten. Dieß hatte ich von meinem lieben Vater gelernt, der mir immer zu sagen pflegte: wenn mir oder den Meinigen etwas fehlt: so brauche ich entweder einen Arzt, oder ich brauche keinen; brauche ich keinen: so folge ich meinem eigenen Kopfe; brauche ich aber einen, so richte ich mich ganz nach seinen Vorschriften.

Conrädchen wurde bald wieder gesund, und die Masern trockneten ab. Nun schickte der Arzt ein Purgierpulver.

Ich rührte es nach seiner Vorschrift in einen Löffel voll Wasser, und wollte es nun Conrädchen

chen eingeben. Da ich aber mit dem Löffel an den Mund kam, wendete er den Kopf weg, und sagte: nein! Ich gab ihm die besten Worte; er aber sagte immer nein! nein! Ich versprach ihm das große Bilderbuch herbeyzuholen, und es ihm zu erklären, wenn er würde eingenommen haben, das half aber alles nichts. Ich wurde hitzig, und wollte ihn mit Gewalt zwingen; zum Glück aber besann ich mich eines bessern. Wenn du nicht einnehmen willst, sagte ich: so laß es bleiben, und schüttete die Purganz zum Fenster hinaus.

Nun nahm ich meinen Hut und gieng nach dem Arzte, um eine andere Purganz zu holen, und ihn auch um Rath zu fragen, wie ich sie dem Kinde am besten beybringen könnte. Ehe ich aber noch an seine Thüre kam, fiel mir wieder ein, daß der Herr Pfarrer gesagt hatte, daß das Exempel bey Kindern mehr ausrichte, als alle Ermahnungen. Vielleicht, dachte ich bey mir selbst, kannst du auch jetzo mit dem Exempel mehr, als mit Ermahnungen und Zwang ausrichten. Gedacht, gethan!

Den andern Morgen ließ ich Christelchen kommen, und verabredete mit meiner Frau, wie wir die Sache angreifen wollten. — Es wurde eine Kanne voll Thee aufgetragen und ich sagte, so daß es Conrädchen hörete: heute will ich einnehmen. Darauf goß ich etwas Wasser in einen Löffel, rührete eine Messerspitze voll klaren Zucker darunter, den ich zuvor in ein Papierchen gewickelt hatte, nahm es ein, und trank eine

Schale

Schale Thee darauf. Meine Frau that ein gleiches. Nun kam die Reihe an Christelchen, die schluckte auch frisch. Ehe sie aber den Thee hinunter getrunken hatte, kam Conrädchen herbey, und sagte: einnehme! Da bekam er denn seine Purganz, die er frisch verschluckte, und sich darüber freuete.

So habe ich durch Exempel noch manches andere bey ihm ausgerichtet. Er war schon achtzehn Monathe alt, und verrichtete seine Nothdurft noch immer da, wo er stund. Dieß war nun freylich etwas Verdrießliches. Oft, wenn ich mit seiner Mutter frühstückte, und er neben uns stund, entstund ein so übler Geruch, daß uns aller Appetit vergieng. Meine Mutter, welcher er auch einmal so etwas unter die Nase legte, wurde darüber so böse, daß sie sagte: pfui! schäme dich, du garstiger Junge! Kannst du denn nicht auf das Stühlchen gehen? Ja sie holte schon mit der Hand aus, um ihm ein Paar Klapse zu geben. Da ich ihr aber mit den Augen winkte, that sie es doch nicht. Das Kind weinte jämmerlich, und mich dauerte es. Ich hätte es gern vertheidigt, wenn mir mein Herz nicht gesagt hätte, daß es albern sey, die Fehler eines Kindes in seiner Gegenwart zu vertheidigen.

So bald aber meine Mutter herausgieng, folgte ich ihr nach, und sagte, daß das Kind unschuldig wäre, weil ich es ihm noch nicht verboten hätte, seinen Unrath in die Stube fallen zu lassen.

Aber, lieber Sohn! sagte sie, da solltest du doch mehr Verstand haben und dem Kinde —

Liebe Mutter, antwortete ich, darinnen laß mir nur meinen Willen. Wenn das Kind erst mehr zu Verstand kommt, wird es sich diesen Fehler schon selbst abgewöhnen.

Ey! sagte sie, du mußt ihm die Ruthe geben, da wird es sich bald reinlicher halten.

Die Ruthe? Aber liebe Mutter! warum soll ich denn das Kind schlagen? es thut ja nichts Böses! es thut ja blos das, wozu es von der Natur getrieben wird.

Meine Mutter wollte weiter disputiren, ich brach aber ab, und gieng mit ihr in den Kühstall, wo eben ein junges Kalb angekommen war.

Unterdessen gieng es mir doch in dem Kopfe herum, ob nicht vielleicht die Mutter recht habe. Um zur Gewißheit zu kommen, gieng ich zum Herrn Pfarrer, und trug ihm den Casus vor.

Er lächelte, und sagte: ich freue mich, lieber Herr Kiefer! daß er abermals auf rechtem Wege ist. Ich halte auch nicht viel von Ruthe und Schlägen bey der Kinderzucht. Zwischen der Erziehung eines Jagdhundes und eines Kindes soll und muß ein Unterschied bleiben. Der Jagdhund wird durch Prügel gezogen, aber der Mensch durch Exempel, Liebe und vernünftige Vorstellungen. Jesus Syrach sagt zwar: beuge ihm den Hals, weil er noch klein ist; bläue ihm den Rücken, weil er noch

jung ist; Aber Syrach, den ich von ganzem Herzen hochschätze, hat in den vorigen Zeiten gelebt, wo man über die Erziehung der Kinder noch nicht so nachgedacht hatte, als in unsern Tagen. Heutiges Tages wollen die neuern Erzieher wenig oder nichts mehr von Schlägen wissen. Wenn man nur nachdenkt, so findet man gewiß mancherley Mittel, die Kinder dahin zu bringen, wohin man sie haben will, ohne daß man sie wie Hunde behandelt. Nur Trotz und Hartnäckigkeit bey kleinen Kindern machen Schläge bisweilen nothwendig. Sieht man sich dann genöthigt, dazu seine Zuflucht zu nehmen, so muß man recht derb zuschlagen, damit es das Kind auch recht fühle. Wer ausserdem immer zuschlägt, der giebt dadurch zu erkennen, daß er nicht verstehe, wie ein Kind behandelt werden müsse. Es ist wahr, mit Schlägen kann man ein Kind viel weiter bringen, als mit Gelindigkeit. Nur ein Paarmal haue er seinen Conrad recht durch, was gilts, in ein Paar Tagen wird er reinlich werden. Will ein Kind nicht lernen, nicht arbeiten, prügelt es nur recht durch, es wird bald sich besser angreifen. Ich kann es daher gewissen Eltern und Schullehrern nicht ganz verdenken, wenn sie so viel auf Schläge halten, und fast nie unter den Kindern seyn können, ohne den Stock oder die Ruthe in den Händen zu haben.

Aber — aber — was sie auf der einen Seite gut machen, verderben sie auf der andern.

Da ich noch Candidat war, informirte ich zwey Knaben, Martin und Melchior, die beyde, ich weiß nicht, wovon, die Krätze bekamen. Der Vater nahm einen Arzt an, der sie zur Geduld ermahnte, und sie warnete, daß sie ja keine Quacksalbereyen an sich brauchten. Dann gab er ihnen Arzney. Sie brauchten sie acht Tage — half nichts — noch acht Tage, und es erfolgte keine Besserung. Der Doctor, sagte die alte Magd, mag es besser lernen, wie man die Krätze curiren muß. Wenn die jungen Herrschaften mir folgen wollten: so sollten sie in 24 Stunden die Plage los seyn. Ich warnte die Kinder, daß sie ja von der Magd nichts nehmen sollten. Martin folgte mir, Melchior aber bestrich sich mit einer Salbe, die ihm die Magd gegeben hatte, und war den andern Tag curirt. Aber — nun war ihm die Materie auf die Brust gefallen, und er wollte ersticken. Es ist viel an ihm curirt worden, er hat ganze Bouteillen voll Arzney eingenommen, aber — immer hat er noch einen kurzen Athem, keucht wie eine fette Gans, und schnappt nach Luft, wenn er einen Berg steigen soll. Martin hingegen brauchte die vorgeschriebene Arzney. Sie wirkte langsam, aber gut. Nach einem Vierteljahre war er von der Krätze vollkommen wieder hergestellt.

Wie es nun mit der Krätze ist, so ist es auch mit den Fehlern der Kinder. Durch Schläge kann man sie schnell vertreiben, aber — sie setzen sich aufs Herz. Die Kinder bekommen eine Ab-

neigung gegen den Zuchtmeister, werden tückisch, lernen lügen, sich verstellen u. d. gl. und solche innerliche Fehler sind in meinen Augen weit größer und gefährlicher, als die äußerlichen. Wenn man bey seinem Kinde einmal die Liebe und das Zutrauen verlohren hat — dann ists schon halb verdorben.

Ich gieng also nach Hause, und dachte über die Lection, die mir der Herr Pfarrer gegeben hatte, weiter nach.

Nach ein Paar Tagen fand ich auch das Mittel, Conrädchen zur Reinlichkeit zu bringen, darüber gar herzlich gelacht wurde. Ich ließ nämlich zwey Stühlchen machen, und setzte sie auf den Abtritt. Dann ließ ich einmal des Morgens, wo die Natur bey meinem Kinde sich gewöhnlich reinigte, Christelchen rufen, und richtete sie ab. Meine Frau sagte dann, Christelchen! ich habe neue Stühlchen, willst du dich denn darauf setzen? Ja, sagte sie. Meine Frau nahm sie bey der Hand, und Conrädchen folgte ihr nach. Christelchen setzte sich sogleich aufs Stühlchen, und drückte, Conrädchen that es nach, und so war dießmal die Sache abgethan. Nun gab meine Frau ein' Paar Tage sich die Mühe, daß sie ihn allemal auf das Stühlchen setzte, so oft sie merkte, daß er es nöthig habe; sie sagte dazu: setz dich drauf, Conrädchen! Christelchen wird sich auch bald darauf setzen. So gab sich nach und nach alles von selbst, ohne daß ich nöthig hatte, das Kind zu schlagen.

Sechszehntes Kapitel;

Conrädchen bekömmt die Ruthe.

Ich hatte mir fest vorgenommen, ihn ganz ohne Schläge zu erziehen: dieß gieng aber nicht so, wie ich wünschte. Bald kam ich in die Nothwendigkeit, einmal die Ruthe zu gebrauchen.

Der Casus war folgender: Christelchen besuchte uns, und brachte eine Puppe mit. Kaum hatte sie Conrädchen gesehen: so wollte er sie haben. Ich bat Christelchen, sie ihm zu geben, und sie that es. Da Conrädchen sie einige Zeit gehabt hatte, wollte sie Christelchen wieder haben, und Conrädchen wollte es nicht thun. Was sollte ich nun anfangen? Wenn ich ihm das Bilderbuch herbey geholt, und ihm dann gesagt hätte, er sollte Christelchen die Puppe geben: so würde er es ohne Widerrede gethan haben. Dieß fiel mir aber nicht ein; und wenn es mir auch eingefallen wäre: so weiß ich doch nicht, ob ich es würde gethan haben. Ich glaubte, es wäre doch nun Zeit, daß das Kind sich gewöhnen müsse, dem Vater aufs Wort zu gehorchen. Ich sagte also: Conrädchen, willst du Christelchen die Puppe nicht wieder geben?

Nein! sagte er etwas heftig.

Aber die arme Christel hat ja keine Puppe?

Nein! antwortete er wieder, weinte, drückte die Puppe fest an sich, und drehete mir den Rücken zu.

Da sagte ich ihm dann im ernsthaften Tone: Conrädchen! du mußt die Puppe Christelchen gleich wiedergeben, ich will es haben.

Und was that Conrädchen? Er warf die Puppe Christelchen vor die Füße.

Gott! wie erschrack ich darüber. Ich glaube, wenn mir die beste Kuh im Stalle gefallen wäre, es hätte mir so ein Schrecken nicht verursacht. Christelchen wollte die Puppe aufheben; ich ließ es aber nicht zu. Conrädchen! sagte ich, gleich heb die Puppe auf, und gieb sie Christelchen.

Nein! Nein! schrie Conrädchen.

Da holete ich die Ruthe herbey, die ich schon seit einer Woche gemacht hatte, zeigte sie ihm, und sagte: heb die Puppe auf, oder ich haue dich mit der Ruthe. Aber das Kind beharrete auf seinem Kopfe, und schrie: Nein! nein!

Da hob ich denn die Ruthe in die Höhe, und wollte ihn schlagen. Allein da entstund ein neuer Auftritt. Die Mutter rief: lieber Mann! ich bitte dich um Gottes willen —

Nun war ich zwischen zwey Feuern. Ich resolvirte mich aber kurz und gut, nahm Puppe und Ruthe, und das Kind auf den Arm, sprang zur Stube hinaus, in eine andere Stube, schloß

die

die Thüre zu, daß die Mutter nicht nachkommen konnte, warf die Puppe auf die Erde, und sagte: heb die Puppe auf! oder ich schlage dich mit der Ruthe! Mein Conrad blieb aber bey seinem Nein.

Da gieng es nun Fick! fick! fick! Willst du die Puppe aufheben? fragte ich.

Nein, war seine Antwort.

Da bekam er die Ruthe noch viel derber, und nun sagte ich wieder: gleich heb die Puppe auf!

Da hob er sie endlich auf, ich nahm ihn bey der Hand, führete ihn in die andere Stube, und sagte: gieb die Puppe Christelchen!

Er gab sie ihr.

Nun lief er aber lautschreyend zur Mutter, und wollte seinen Kopf in ihren Schooß legen. Diese hatte aber so viel Verstand, daß sie ihn zurückwies, und sagte: geh! bist kein guter Conrad.

Freylich rollten ihr die Thränen über die Backen, da sie es sagte. Da ich es merkte, bat ich sie, daß sie zur Stube hinausgehen möchte. Da es geschehen war, schrie Conrädchen etwa noch eine Viertelstunde, dann wurde er ruhig.

Ich kann wohl sagen, daß durch diesen Auftritt mein Herz gewaltig angegriffen wurde: theils, weil mich das Kind dauerte, theils weil ich mich über seine Hartnäckigkeit betrübte.

Bey Tische konnte ich nicht essen, ließ die Mahlzeit stehen, und gieng zum Herrn Pfarrer, um mein Herz vor ihm auszuschütten. Da kriegte ich nun wieder Trost. Er hat Recht gethan, lieber Herr Kiefer! sagte er zu mir. Wenn die Nessel noch jung ist: so kann man sie leicht ausraufen; läßt man sie aber lange stehen: so wachsen die Wurzeln, und, wenn man sie hernach ausraufen will, so bleiben die Wurzeln stecken. Mit den Unarten der Kinder ists eben so. Je länger man ihnen nachsieht, desto schwerer sind sie hernach wegzubringen. Daß er den kleinen Starrkopf tüchtig durchgehauen hat, das war auch gut. Das wird er in einem halben Jahre nicht vergessen. Hätte er ihn aber nur sanft gehauen, so hätte es nicht nur dießmal nichts geholfen, sondern er würde ihn nun immer haben schlagen müssen, und der Junge würde sich so an die Schläge gewöhnt haben, daß er sich am Ende gar nichts mehr daraus gemacht hätte. Daher kommts, daß die Kinder sich gemeiniglich so wenig aus den Schlägen der Mütter machen, weil diese den Muth nicht haben, derb zuzuschlagen; das ist auch die Ursache, warum es Kinder giebt, die so verstockt sind, daß man durch die stärksten Prügel nichts mehr bey ihnen ausrichten kann.

Ich wills ihm einmal mit einem Exempelchen erläutern. Ists nicht wahr, wenn er einen Löffel voll Rhabarber einnimmt, so muß er oft zu Stuhle gehen? Das kommt aber daher, weil

er sie selten nimmt. Wollte er es probieren, und wollte täglich eine Messerspitze voll nehmen, die zweyte Woche täglich $1\frac{1}{2}$ Messerspitze, und so fortfahren, und alle Wochen etwas zulegen, so würde er so hartleibig werden, daß er am Ende einen Eßlöffel voll verschlucken könnte, ohne daß es etwas bey ihm würkte. So ists auch mit den Schlägen. Giebt man dem Kinde heute ein Kläpschen, und übermorgen ein Kläpschen, und schlägt immer stärker zu, so wird das Kind am Ende so hart, daß es sich aus einer derben Portion Prügel so wenig macht, als vorhin aus einem Kläpschen. Da nun bey seinem Conrädchen die Hiebe noch im frischen Andenken sind: so rathe ich ihm, daß er diese Zeit benutze. Wenn er nach Hause kommt, so commandire er ihn fein oft. Lasse er sich Stiefeln, Schuhe, die Tobackspfeife herbeyholen, und wieder wegtragen; lasse er ihn die Steine im Hofe von einem Platze zum andern legen. Er wird alles thun, und sich so zum Gehorsam gewöhnen.

Ich commandirte nun das Kind, wie mir der Herr Pfarrer gerathen hatte, und es hatte seinen guten Nutzen. Wenn ich ihm in Zukunft etwas befahl: so fiel es ihm gar nicht ein, sich zu weigern; es glaubte, es müsse so seyn, daß es gehorche.

Siebenzehntes Kapitel.

Welches von Conrädchens Winterbelustigungen handelt.

Der Winter rückte herbey, und ich wußte oft nicht, was ich mit dem Kinde anfangen sollte. Es immer in der Stube zu lassen, das schickte sich doch nicht: denn da würde es zu weichlich und zärtlich geworden seyn; und wenn ich es hinaus trug, und die Kälte kam ihm unter die Nägel: so heulte es. Da mußte ich nun auf mancherley Mittel sinnen, um es an die kalte Luft zu gewöhnen. Einigemal des Tages gieng ich mit ihm zum Viehe, besonders wenn es gefüttert wurde. Da konnte es nun manches halbe Stündchen aushalten, und zusehen, wie es fraß. Kam ihm die Kälte unter die Nägel: so machte es ein Jammermäulchen, sah mich an, und sagte: Mutte tehn, (ich will zur Mutter gehn). Da brachte ich ihn denn wieder in die Stube. Ferner holte ich den Schlitten herbey, den er am vorigen Weyhnachten geschenkt bekommen hatte. Um ihm Lust dazu zu machen, giengen wir an einem heitern Tage miteinander zu einem Platze, wo die Knaben auf dem Schlitten fuhren. Diese jauchzten und waren vergnügt, und das Kind hatte seine Freude daran.

Wollen wir, sagte ich, nicht auch auf dem Schlitten fahren? er lachte, und sagte: litte fahren. Da holte ich denn den Schlitten, setzte

ihn

ihn darauf, und fuhr ihn herum, bis er sagte: Mutte tehn. In der Stube machte ich ihm allerley Beschäftigungen, und ich merkte, daß er stille und froh war, so lange er etwas zu thun hatte, daß er aber eigensinnig und unwillig wurde, so bald er nicht wußte, was er vornehmen sollte. Ich glaube, wer die Kunst recht versteht, seinen Kindern immer etwas zu thun zu geben, was sich für sie schickt, der wird wenig oder keinen Verdruß von ihnen haben. Ich will doch eines und das andere sagen, was ich mit ihm vornahm. Ich erklärte ihm z. E. das Bilderbuch, das ich für ihn gekauft hatte. Wenn ich dieß that, so war er am vergnügtesten. Es war aber nur dabey die Schwierigkeit, daß ich für mich nichts thun konnte, so lange ich das Bilderbuch erklärte. Was hatte ich also zu thun? Ich gab ihm das Buch selbst zum Ansehen. Damit richtete ich aber wenig aus. Erstlich währete es nicht lange, so hatte er es zerrissen, zweytens kam er alle Augenblicke zu der Person, die in der Stube war, und wollte Erklärungen haben. Wenn diese nun nicht Zeit hatte, so wurde er unwillig darüber.

Ich hatte einen andern Einfall. Conrädchen, sagte ich einmal, soll ich dir denn einen Spitz malen? Da lachte er, und sagte: Pitz! Pitz! Ich nahm ihn also auf den Schoos, legte ein Stück Papier auf den Tisch, und machte mit Dinte ein Ding darauf, das wie ein Spitzhund aussahe. Darüber war er ausser sich vor Freu-

den,

den, und nahm, wie ich es voraussahe, die Feder, kritzelte damit etwas auf das Papier, und zeigte es allen, die in der Stube waren, und gab ihnen zu verstehen, das wäre der Spitz.

Mit diesem Späschen hatte ich mir aber eine gewaltige Ruthe auf den Rücken gebunden. Nun plagte er mich beständig um Feder und Dinte, um einen Spitz zu malen; gab ich sie ihm nicht, so weinte er, gab ich sie ihm aber: so besudelte er Hände und Kleider so sehr mit Dinte, daß ich kein freundlich Gesichte von meiner Frau bekam. Da lernte ich denn mit Schaden, daß man einem Kinde kein Spiel lehren dürfe, das man ihm in der Folge nicht erlauben will.

Unterdessen machte ich meinen Fehler bald wieder gut, gab ihm einen dicken Bleystift und Papier, und ließ ihn nun Spitze malen, so viel er wollte.

Ein andersmal kaufte ich ihm ein Kegelspiel, davon die Kegel nur einen Finger hoch waren, und, da die hölzernen Kugeln zu viel Lärm in der Stube machten, so machte ihm meine Frau einen ledernen Ball, mit welchem er die Kegel umwerfen konnte. Mit diesem Spiele konnte er sich halbe Tage lang beschäftigen.

So verschaffte ihm meine Frau eine Menge Spiele, mit welchen er sich die Zeit vertreiben konnte, z. E. ein Steckenpferd und eine kleine Peitsche, einen kleinen Wagen, schnitzte ihm Böcke

von

von Rüben u. s. w. Wenn ein Vater oder Mutter nur ein klein wenig nachdenken wollen: so wird ihnen gewiß noch mancherley beyfallen, womit sie ein Kind beschäftigen können.

Freylich sind Kinder flüchtig, und bekommen ihre Spiele und Geschäfte bald satt, werfen dann alles umher, werden verdrüßlich und weinen auch wohl; da darf man ihnen nun das alte Spielwerk, dessen sie überdrüßig wurden, nicht sogleich wieder geben, und sie zu bereden suchen, es anzunehmen. Ein Paarmal versuchte ich es mit Conrädchen. Da ich aber sah, daß es nichts half: so ließ ich es bleiben, und holte ihm etwas anderes herbey, worüber er eine Freude hatte.

Bisweilen half auch dieses nichts. Er nahm z. E. den Ball, den ich ihm gab, verdrüßlich in die Hand, warf ihn dann auf die Erde, rieb sich die Augen, und gähnte. Da merkte ich nun, daß er schläfrig war, und legte ihn auf sein Bettchen Bisweilen fügte es sich aber auch, daß er sich umherwarf und zu weinen anfieng. Was hatte ich da zu thun? Ich nahm sein Steckenpferd, und sagte: Conrädchen! das Steckenpferd schläfert, leg es ins Bette, und laß es schlafen! Da lächelte er, nahm es in den Arm, legte sich mit ihm zu Bette, und schlummerte so ein.

Dergleichen Späschen machte ich oft, beruhigte damit das Kind, und dachte Wunder, wie gut ich es gemacht hätte. Da besuchte mich aber ein-

einmal meiner Schwester Sohn, Herr Grill, und verdarb mir meine ganze Freude. Da ich das Späschen mit dem Steckenpferde machte, klopfte er mich auf die Achseln, und sagte: ey! ey! Herr Vetter! Sie machen ihre Sachen nicht gut. Ein Vater muß schlechterdings das völlige Zutrauen seines Kindes haben, und wenn er es haben will: so darf er schlechterdings keine Unwahrheit sagen. Ist denn aber das nicht Unwahrheit, wenn Sie sagen, das Steckenpferd schläfert? Wenn nun das Kind zu Verstande kommt, und sieht, daß Sie es belogen haben, wie kann es denn Zutrauen zu Ihnen behalten?

Da stund ich, sperrte das Maul auf, und wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich gieng zum Herrn Pfarrer, und fragte ihn um seine Meynung. Dieser lächelte, schüttelte den Kopf, und sagte: Herr Grill hat hören läuten, aber nicht zusammen schlagen. (Er hat etwas gehöret, aber nicht recht verstanden). Wahr ists wohl, daß man gegen die Kinder immer die Wahrheit reden muß. Man muß doch aber bedenken, warum dieß geschehen soll? Deswegen, damit sie das Zutrauen zu uns nicht verlieren sollen. Deswegen muß man schlechterdings zu einem Kinde, das seinen Verstand zu brauchen anfängt, die strengste Wahrheit reden, und ihm lieber gar nichts sagen, wenn man Bedenken trägt, ihm die Wahrheit wissen zu lassen. Wenn z. E. ein sechsjähriges Kind, das einen Bruder oder Schwester bekommen hat, mich fragte, woher ist denn das kleine Kind gekommen? und ich trüge Bedenken,

denken, ihm die Wahrheit zu sagen: so würde ich doch lieber antworten: heute kann ich dir es nicht erklären, du sollst es aber bald erfahren; als daß ich dem Kinde sagte: der Storch habe das Brüderchen oder Schwesterchen gebracht. Kleinen Kindern, die ihren Verstand, wie sein dritthalbjähriger Conrad, noch nicht brauchen können, darf man auch keine Unwahrheit sagen, wodurch sie in Schrecken und Furcht gesetzt werden; denn so etwas verliert sich so leicht nicht wieder. Ich kann es daher schlechterdings nicht leiden, wenn man, um weinende Kinder zum Schweigen zu bringen, an die Thüre klopft, und ihnen sagt: der schwarze Mann sey draussen, oder wenn man dem Kinde, das eine Maus angreift, hastig zuruft: greif sie nicht an! sie ist giftig. Aber einem kleinen Kinde, das seinen Verstand noch nicht brauchen kann, einmal eine Unwahrheit zu sagen, die weder Schrecken noch Furcht erregt, um es zu beruhigen, halte ich für ganz unschuldig. Er kann z. E. seinem Conrädchen getrost sagen, daß das Steckenpferd schläfrig sey. Ehe er seinen Verstand brauchen lernt, hat er es schon längst vergessen.

Wenn man kleinen Kindern gar keine Unwahrheit sagen wollte: so dürften sie auch nicht spielen, so dürfte sein Conrädchen auf seinem Steckenpferde nicht reiten, er dürfte ihm nichts zu fressen vorlegen u. s. w., weil es nicht wahr ist, daß das Steckenpferd fortgeht, und daß es Futter zu sich nimmt.

Achtzehntes Kapitel.

Wie sich Conrädchen in der lieben Natur herum tummelt.

Ob ich nun gleich den Winter hindurch das Kind beschäftigte: so gieng es doch im Frühlinge noch weit besser. Da war ich und seine Mutter fast den ganzen Tag im Felde und Garten, und wir hatten das Kind um uns, so viel wir konnten. Da es auf die Natur war aufmerksam gemacht worden: so hatte es Unterhaltung genug. Bald betrachtete es einen Raben, der sein Grab! Grab! vom Baume herunter rief; bald sahe es einer Biene zu, die sich auf einer Blume wiegte, oder einem Schmetterlinge, der in der Luft flatterte; bald verfolgte es einen Käfer oder Frosch.

Und wenn es so etwas bemerkt hatte: so rief es mich allemal mit vollem Halse, und zeigte mir es.

Einmal wendete ich in seiner Gegenwart einen großen Stein um, und sagte: gieb Achtung! Wie jauchzte da Conrädchen, als er etliche Käfer, Ameisen und Regenwürmer darunter erblickte! Von nun an gieng er vor keinem Steine vorbey, ohne ihn umzuwenden, und zu sehen, was sich darunter befände.

Aber bey dieser Gelegenheit nahm er auch eine Gewohnheit an, die mir gar keine Freude machte —

er

er nahm die Käfer in die Hand, drückte sie, ohne auf ihr Krabbeln zu achten, und warf sie am Ende todt oder verstümmelt auf die Erde. Da ich nun immer der Meynung gewesen bin, daß ein Kind kein Thier quälen dürfe, daß es vielmehr an der Verpflegung der Thiere lernen müsse, seinen Mitgeschöpfen Freude zu machen, damit es hernach geneigt sey, auch seinem Nebenmenschen Gutes zu thun: so gieng ich ganz verdrüßlich umher, und bedauerte es, daß ich dem Kinde das Umwälzen der Steine gelehrt, und ihm dadurch Veranlassung gegeben hatte, seine Mitgeschöpfe zu mißhandeln. Ich sagte zwar ein paarmal: der arme Käfer! es thut ihm wehe — er schien es aber nicht zu verstehen.

Da ich nun auch einmal mit Unwillen dem Umwälzen der Steine zusahe, fiel ihm einer auf die Finger; er weinte und sagte: Mutte tehn. Aha, dachte ich, nun weiß ich, wie man dir das Peinigen der Thiere abgewöhnen kann. Ich trug ihn zur Mutter, und, da er nach ein paar Stunden wieder kam und einen Käfer erwischte, sagte ich: Conrädchen! laß den Käfer laufen, er will zu seiner Mutter gehn. Da lachte er, setzte das arme Thier in Freyheit, sahe zu, wie es fort lief, und sagte: Mutte tehn. Durch dieß Späschen rettete ich allen kleinen Thieren, die in seine Hände geriethen, das Leben.

Gut war es, daß es Herr Grill nicht hörete, sonst würde er mir gewiß wieder Vorwürfe gemacht haben.

Wenn ich nun dem Kinde bisweilen zusahe, wie herzlich vergnügt es in der Natur war, wie es sich so artig die Zeit vertreiben konnte, wie es jauchzte, wenn es etwas besonderes bemerkte, und wie gesund es dabey war, so dachte ich bey mir selbst: sind die großen Herren nicht Thoren, daß sie große Städte anlegen, und die Menschen so zusammen pfropfen, daß sie einander immer im Wege sind, und ihre Kinder keine frische Luft, keinen Tummelplaz haben können; daß sie von der Natur so ganz abgeschieden sind. Wenn ein Mann einen Teich anlegte, wo ungesundes Wasser wäre, und Fische hinein setzte, die darinnen ungesund würden und verzwergten, so würde man sagen, daß er seine Sachen sehr schlecht verstünde. Wenn aber Menschen zwischen die Mauern gesperrt werden, wo die wenigsten gesund bleiben, und die wenigsten ein Plätzchen haben, wo die Kinder sich freuen und mit der Natur bekannt machen können, so soll dieß Weisheit seyn.

Einmal war ich auch im Garten und legete Bohnen, da kam ein schweres Gewitter angezogen. Die Blitze schossen hin und her, und der Donner ließ sich in einiger Entfernung hören. Da rief Conrädchen: Vate! Vate! Feue! Feue! (das R konnte er noch nicht aussprechen) und lud mich so ein, ihn mit dem Donner bekannt zu machen, und ihn vor der Furcht vor Gewittern zu bewahren. Ich nahm ihn also bey der Hand, zeigte ihm die Blitze, und sagte: sieh! da

da blitzt es! und, wenn es donnerte, sagte ich: horch! da donnert es! Da sperrte er das Maul weit auf, und sagte allemal: blitzt — donnet, so oft es blitzte und donnerte. Von den wohlthätigen Wirkungen des Gewitters sagte ich ihm wenig. Warum? weil er doch nicht viel davon verstanden hätte. Dem allen ohngeachtet lernte er doch in dieser Viertelstunde viel von mir. Weil ich bey Blitz und Donner keine Furcht blicken ließ: so fürchtete er sich auch nicht, und ließ auch in der Folge nicht die geringste Furcht vor dem Gewitter blicken.

Der Herr Pfarrer sagte, ich hätte es gut gemacht. Hätte ich ängstlich gethan: so würde das Kind Furcht vor den Gewittern bekommen haben; und wenn diese einmal da wäre: so kostete es viele Mühe, sie wieder wegzuschaffen.

Neunzehntes Kapitel.

Conrädchen kommt mit einem Teufelsbraten und einem Engel in Gesellschaft.

Bald darauf besuchte mich mein Schwager, mit seinem Sohne, und sah die Freude, die ich an dem Kinde hatte. Statt aber daß er sich

mit mir hätte freuen sollen: wurde er verdrüßlich, hieng den Kopf und sah zum Fenster hinaus.

Warum, fragte ich, Herr Schwager, ist er so verdrüßlich?

Sollte ich nicht verdrüßlich seyn? antwortete er. Ich sehe da ein so liebes, gesundes, munteres, kluges Kind. Ich gönne es ihm herzlich. Aber — wenn ich nun daran denke, was ich für elende Kinder, für Ranken, für Teufelsbraten habe: so möchte ich vor Verdruß vergehen. Den Grindkopf werden sie das ganze Jahr nicht los, eines ist gewöhnlich immer krank; wenn es aufsteht und wieder gesund ist, so legt sich ein anderes. Es eckelt mir unter sie zu treten: denn, wenn ich in die Stube komme, so ist da nichts, als Schreyen und Zanken. Oft schlagen und raufen sie sich mit einander. Sage ich, daß mir eines dieß oder jenes herbey holen soll, so antwortet es gemeiniglich, ich mag nicht. Sind sie auf dem Spielplatze und werden mich gewahr, so laufen sie, wie wenn ihnen der Kopf brennte. Wahre Teufelsbraten sind es. Ich weiß gar nicht, wie ich es bey dem lieben Gott verdienet habe, daß er mir solche ungezogene Ranken gegeben hat.

Ich dachte dabey meinen Theil, und meynte, der liebe Herr Schwager möchte wohl selbst daran Ursache seyn, daß er so kranke Kinder und ungezogene Ranken hätte. Unterdessen getraute ich mir doch nichts zu sagen: weil ich besorgete, er möch-

te

te es übel nehmen, schwieg also stille, ließ aber den Herrn Pfarrer auf den andern Tag zu mir zu Tische bitten.

Da wir unsern Braten verzehret hatten, lenkte ich das Gespräch auf meines Schwagers Kinder, und dieser stimmte die nämliche Klage an, die ich schon hatte hören müssen. Der Herr Pfarrer hörte aufmerksam zu, zuckte die Achseln, und sagte: das ist traurig. Hernach lenkte er das Gespräch auf den Türkenkrieg, der damals geführt wurde, und, da er damit fertig war, sahe er nach dem Schranke, den ich mir vor einigen Wochen hatte verfertigen lassen, bewunderte ihn, und fragte, wer ihn verfertigt hätte?

Ich nannte ihm den Meister. Nun, sagte er, da trift es recht ein: das Werk lobet den Meister. Ich habe einmal einen Tischler gekannt, der klagte beständig über seine Arbeit. Wenn ich sehe, sagte er, was andere Tischler gemacht haben, so ärgere ich mich allemal. Da ist alles so nett, so sauber — wenn ich meine Arbeit hingegen ansehe, so möchte ich sie anspeyen. Was hält er von diesem Tischler Herr Ahorn? (So hieß mein Schwager.)

Wenn ich meine aufrichtige Meynung sagen soll, antwortete mein Schwager, so hat der Tischler seine Profession nicht verstanden. Wenn mir ein Tischler selbst sagt, der Schrank, den ich verfertigt habe, der taugt nichts, so muß ich ja nothwendig denken, daß der Mann nicht versteht, wie man einen guten Schrank machen muß.

Da sind wir einerley Meynung, sagte der Herr Pfarrer. Nun kömmt es mir aber vor, als wenn es mit den Kindern wäre, wie mit den Schränken. Wenn mir ein Vater, oder ein Schulmeister viel klagt, daß seine Kinder ungezogene Ranken wären, so denke ich allemal, daß er nicht verstehe, wie man ein Kind erziehen müsse. Ein Kind ist freylich von Natur besser, als das andere; allein, so wie ein geschickter Tischler auch das schlechteste Brett noch zu etwas brauchen kann: so kann auch ein vernünftiger Vater und Schulmeister aus jedem Kinde noch etwas Gutes erziehen.

Es ist wahr, daß bey der Erziehung der Kinder manches schwere Pünktchen vorkommt, bey dem auch der vernünftigste Vater nicht gleich weiß, was er zu thun oder zu lassen hat. Da bekommt das eine Kind einen körperlichen Zufall, wovon man den Grund nicht sogleich finden kann, ein anderes nimmt einen Fehler an, von dem man nicht weiß, wo er herkommt. Wer sichs nun commode machen will, der läßt es halt gehen, wie es geht, und schiebt die Schuld von allen Krankheiten und Fehlern der Kinder auf sie selbst und sagt: dieß Kind ist von Natur schwächlich, jenes ist ein Teufelsbraten u. s. w. Wem aber die Erziehung seiner Kinder ein Ernst ist, der denkt so lange nach, bis er auf den wahren Grund gekommen ist, und ein Mittel gefunden hat, das Uebel wegzuschaffen. Und dann gelingt es ihm fast immer. Fast immer, sage ich; denn das ist freylich nicht zu

leug=

leugnen, daß manche Kinder schwächlich und kränklich gebohren werden, andere höchst einfältig, oder träge, oder heftig sind; so daß die größte Mühe, die man auf sie wendet, weiter nichts, als Flickwerk ist. Dieß sind aber nur Ausnahmen. Die mehresten Kinder werden doch gesund gebohren, und haben gute Anlagen.

Ich gebe daher allen Eltern, die mir klagen, daß ihre Kinder krank oder böse wären, den Rath, daß sie sogleich untersuchen, ob sie nicht etwas in der Erziehung versehen haben. Diejenigen, die mir folgen, danken mir für meinen guten Rath; diejenigen aber, die die Schuld, warum die Kinder nicht gerathen, den Kindern beymessen, werden auch nichts Gutes aus ihnen ziehen. Wenn er mir nicht glauben will, so lese er nur das Krebsbüchlein, da werden ihm die Augen bald aufgehen.

Da ich noch Candidat war, unterrichtete ich einige Knaben im Schreiben. Wenn ich nun ihre Schriften durchsahe und ihnen die Nachlässigkeiten zeigte, die sie begangen hatten, so nahmen es die mehresten mit Dank an, und suchten es in der künftigen Stunde besser zu machen; einer von ihnen, welcher Crispin hieß, widersprach mir aber allemal, und schob die Schuld von seinem schlechten Schreiben bald auf das Papier, bald auf die Dinte, oder auf die Feder, oder auf seinen Nachbar; kurz er schob die Schuld davon auf alles Mögliche, nnr nicht auf sich selbst. Was ge-

geschah? Alle meine Schüler lernten eine gute Hand schreiben, Crispinen ausgenommen, der war ein Schmierer und blieb ein Schmierer.

So lernen diejenigen Eltern auch immer besser ihre Kinder erziehen, die fein bescheiden gute Lehren annehmen, und den Grund von den Fehlern, die die Kinder angenommen haben, erst in sich suchen; andere hingegen, die die Schuld immer von sich wegwälzen, werden nie etwas kluges erziehen.

Uebrigens bleibt es immer dabey, daß es unüberlegt ist, über die Fehler und Untugenden der Kinder Klage zu führen. Es ist damit eben so, als wenn ein Tischler klagen wollte, daß seine Arbeit nichts tauge; ein Uhrmacher, daß seine Uhren nichts nützten; und ein Gärtner, daß sein Kohl, Sellerie, Rüben und Erbsen unschmackhaft wären. Wenn verständige Leute so etwas hören: so kommen sie allemal auf den Gedanken, daß diejenigen, die diese Klagen führen, ihr Geschäfte nicht recht verstehen.

Mein Schwager schwieg stille, und schlich sich bald nach Hause. Ehe er noch gieng, kam der Herr Vetter Schlüssel, und hörte noch einen Theil von dem Gespräche. Kaum war mein Schwager fort, so sagte er: ich bin gerade ihrer Meynung, Herr Pfarrer! Wenn Kinder nicht gerathen, so liegt die Schuld allemal an den Eltern oder Lehrern.

Allemal? Das will ich nun eben nicht sagen, aber — fast immer: meynte der Herr Pfarrer.

Ueber meine Kinder, fuhr der Herr Vetter fort, kann ich ganz und gar nicht klagen. Das sind herrliche Kinder. Da ist der Ferdinand, der hier sitzt — wenn Sie hören sollten, was das Kind alles kann, Sie würden erstaunen. Den ganzen Tag sitzt er hinter den Büchern und liest, und was er gelesen hat, behält er auch. Er spielt sein Clavier, seine Violine — Hör einmal Ferdinand! laß doch einmal sehen, was du gelernt hast!

Nun gieng das Examen an, und wirklich wußte das Kind gewaltig viel. Unterdessen nun, daß der Herr Vetter examinirte, schnitt der Herr Pfarrer Würfel von Brod, gab sie hernach Ferdinanden auf einen Teller, und sagte: nun mein lieber Ferdinand! du hast genug geantwortet, da nimm den Teller mit Brod, und gieb es den Hühnern. Ferdinand wurde roth, wie Zinnober, guckte bald den Vater, bald mich an, als wenn er sich darüber beschweren wollte, daß ihm der Herr Pfarrer ein so geringes Geschäfte aufgetragen hätte. Da ich aber nichts dazu sagte und der Herr Vetter Schlüssel sich nichts dazu zu sagen getraute, so schlich er sich ganz beschämt zu den Hühnern und — kam nicht wieder.

Dieß war es nun eigentlich, was der Herr Pfarrer haben wollte: denn kaum war Ferdinand zur Thüre hinaus, so hob der Herr Pfarrer mit

Herrn Schlüssel folgendes Gespräch an. Das muß ich sagen, Herr Schlüssel, ihr Kind weiß viel für seine Jahre.

Schl. Viel! sehr viel! alle Leute verwundern sich darüber.

Pf. Wenn es aber noch mehr wüßte, büssete aber dabey seine Gesundheit ein, wäre Ihnen das wohl lieb?

Schl. Freylich möchte ich dieß nicht gern.

Pf. Ich glaube es wohl. Ein gesunder Bauer lebt glücklicher, als ein kranker Gelehrter, und nützt gemeiniglich auch mehr, als jener. Es giebt aber eine doppelte Gesundheit, eine Gesundheit des Leibes und der Seele. Die Gesundheit der Seele ist bey Ihrem Kinde in großer Gefahr.

Schl. Wie so?

Pf. Ihr Kind ist in Gefahr, stolz und hochmüthig zu werden. Stolz und Hochmuth sind aber eine gar gefährliche eckelhafte Seelenkrankheit. Wie man sich von einer Person zurückzieht, der es aus dem Halse riecht, so entfernt man sich von einem Menschen, der vom Stolze und Hochmuth geplagt wird. Wie sich ein kränklicher Mensch übel befindet, in jeder Gesellschaft, und oft nach dem Genuße der unschädlichsten Speisen Magendrücken bekömmt, so findet auch der Hochmüthige allenthalben Ursache mißvergnügt zu seyn. Wenn er in eine Gesellschaft kommt, so will er, daß jedermann auf ihn sehen, ihn bewundern und loben soll. Unterbleibt dieses, so

wird

wird er verdrüßlich, schleicht sich fort, geht nach Hause und ärgert sich: woher kommt dieß? Bloß von seinem Hochmuth. Haben Sie nicht an Ihrem Ferdinand schon so etwas gemerkt? Da ich auf sein Examen nicht Achtung gab, und ihn nicht lobete, wurde er verdrüßlich: da ich ihm auftrug, die Hühner zu füttern, welches sich gar wohl für einen so jungen Knaben schickt, ärgerte er sich, und bleibt nun gar weg. Herr Schlüssel! Herr Schlüssel! es sieht schon böse mit Ihrem Kinde aus!

Schl. Aber was soll ich denn thun? Soll ich denn den Knaben nichts lernen lassen?

Pf. Mit dem Lernen ist es, wie mit dem Essen. Essen muß der Mensch, wenn er leben, und lernen muß er, wenn er einmal geschickt und thätig werden soll. Syrach spricht aber: viel haben sich zu todte gefressen; und man könnte wohl auch sagen, viele haben sich zu Narren gelernt. Wenn ich nun einen Vater, der ein gefräßiges Kind hat, darauf aufmerksam machen wollte, und er fragte mich: soll denn mein Kind gar nichts essen? so würde mir dieß eben so vorkommen, als Ihre Frage: soll denn mein Kind gar nichts lernen? Lernen soll es, aber nur nicht übermässig. Denn wenn es so übermässig lernt, daß es den ganzen Tag nicht von den Büchern kommt, so muß es ja nothwendig bald so weit kommen, daß alle seine Kammeraden gegen dasselbe sehr unwissend sind. Muß es alsdenn nicht glauben, es sey weit mehr, als sie? Muß

es nicht hochmüthig werden? Wenn man nun noch überdieß den Hochmuth nährt, so wie Sie thun —

Schl. Ich? ich nährete des Kindes Hochmuth? Herr Pfarrer! Wie wollen Sie mir denn dieß beweisen?

Pf. Der Beweis ist sehr leicht. Sie loben ja das Kind — Sie loben es ja in seiner Gegenwart. Heißt dieß nicht das Kind hochmüthig machen? Es hat ja ein Erwachsener Ursache, auf seiner Huth zu seyn, daß er nicht hochmüthig werde, wenn er beständig gelobet und gerühmet wird, wie vielmehr ein unverständiges Kind.

Herr Schlüssel schien an diesem Gespräche kein großes Vergnügen zu finden. Er entfernte sich unter dem Vorwande, daß er vieles zu thun habe, und gieng mit seinem Ferdinand nach Hause. Nun redete der Herr Pfarrer noch vielerley über die Fehler, die in der Erziehung begangen werden. Einige Eltern, sagte er, schimpfen und tadeln ihre Kinder beständig; sagen, sie wären Bösewichter, Dummköpfe. Wenn man nun einem Menschen täglich vorsagt, daß er ein Bösewicht, ein Dummkopf sey, so wird er es auch. Andere Eltern hingegen loben ihre Kinder immer, und setzen ihnen in die Köpfe, sie wären klüger und besser, als andere. Wenn nun dieß oft geschieht, so glauben es die Kinder, und werden hochmüthig. Die Mittelstraße! die Mittelstraße! Herr

Kiefer,

Kiefer, die ist in allen Dingen die beste, auch bey der Erziehung. Dieß merke er sich wohl!

Ich machte nun die Anwendung von dem, was der Herr Pfarrer gesagt hatte, auf mich und mein Kind, und sah ein, daß ich manchen Fehler auch begangen hatte, indem ich mein Conrädchen bey jeder Gelegenheit zeigte, und seine Künste in anderer Leute Gegenwart machen ließ. Wahr ists, ich lobte ihn deßwegen nicht, aber andere Leute lobten ihn doch, und küßten ihn wegen seiner artigen Einfälle und Antworten, und ich merkte allemal, daß er sich etwas mehr, als sonst, herausnahm, wenn ihm so war geschmeichelt worden.

Zwanzigstes Kapitel.

Worinne Rechenschaft abgelegt wird, über das, was Conrädchen bisher gelernt und was es nicht gelernt hat.

Bis in sein viertes Jahr lehrete ich Conrädchen hauptsächlich viererley: aufmerken, gehorchen, sich vertragen und seine Begierden mässigen.

Das erste geschah dadurch, daß ich fortfuhr, ihm allerley Thiere, Blumen und andere Merkwürdigkeiten der Natur, zu zeigen; das zweyte, daß ich ihn, so oft er um mich war, beständig

etwas

etwas nach meinem Willen thun ließ; das dritte, indem ich bisweilen etliche Kinder zu ihm bat, und sie mit ihm spielen ließ, wobey ich allemal zugegen war, und so oft ein Zank entstund, genau untersuchte, wer ihn angefangen habe, und den Zänker eine Zeit lang vom Spiele entfernte; das vierte lehrte ich ihm, indem ich ihm oft abschlug, was er mit großer Heftigkeit verlangte. So hatte ich einmal Honig geschnitten, und brachte eine große Schüssel voll in die Stube. Honig! Honig! rief er freudig aus, Vater gieb mir Honig, rückte den Stuhl an den Tisch, setzte sich, und erwartete nun, daß ich ihm sogleich ein paar Semmeln mit Honig bestreichen sollte. Ich thats aber nicht, setzte das Honig vor ihm hin, und sagte: itzo theile ich noch kein Honig aus; erst wollen wir Erbsen in den Garten säen; dann, wenn dieß geschehen ist, wollen wir eine Honigsemmel miteinander verzehren. Er sah erst mich, hernach das Honig an, dann gieng er mit mir in den Garten.

Da ich seinen vierten Geburtstag feyerte, schenkte ihm seine Frau Pathe ein ABCBuch, und ermahnte ihn, daß er fleißig daraus lernen sollte. Mich aber fragte sie, ob ich denn das Kind noch keine Sprüche und Verse lernen ließ? Es wüchse doch nun heran, und man müsse dafür sorgen, daß es im Christenthum unterrichtet würde.

Was für Verse und Sprüche, fragte ich, soll denn das Kind lernen?

Da giebts ja, gab die Frau Pathe zur Antwort, in unserm Spruch- und Liederbuche Verse und Sprüche genug. Z. Ex.

Christi Blut und Gerechtigkeit
Soll seyn mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn. Amen.

Es ist ein hübsch Verschen, sagte ich; aber was soll denn mein Conrad damit machen? Er versteht ja fast kein Wort davon. Er weiß ja noch nicht einmal, was ein Schmuck und ein Ehrenkleid ist. Er ist bisher immer in seinem Kittel gelaufen, ohne daß es mir oder ihm eingefallen wäre, an einen Schmuck und ein Ehrenkleid zu denken.

Sie. Da liegt ja nichts daran, ob es das Kind versteht, oder obs es nicht versteht; genug, wenn das Kind das Verschen nur lernt.

Ich. Darinnen sind wir nun verschiedener Meynung, Frau Gevatterin! Unser Herr Pfarrer meynte, es wäre mit dem Lernen, wie mit dem Essen. Ich lasse mein Kind nichts essen, was es nicht verdauen kann, denn wozu nutzt es, wenn es der Magen nicht verdauen kann? Man hat Exempel, daß man durch unverdauliche Speisen den Magen verdorben hat. Wenn man etwas lernt, was man nicht versteht, so nutzt es ebenfalls nicht nur nichts, sondern es kann auch den Verstand verwirren.

Sie. Aber man muß doch sein Gewissen verwahren, und seine Kinder zu Christenmenschen erziehen.

Ich. Ey das versteht sich, und das soll auch geschehen; muß man sie denn aber deßwegen Versschen lernen lassen, die sie nicht verstehen?

Sie. Ja, was sollen sie denn sonst lernen?

Ich. Was für Verschen ließ denn unser Heiland und seine Apostel die Kinder lernen?

Sie. Ey wer will das wissen!

Ich lenkte nun das Gespräch auf den Butter, und fragte, wie viel sie die Woche hindurch mache. Da nun das Buttermachen ihr Lieblingsgeschäfte war, so erzählte sie mir wohl eine Stunde lang von ihrem Buttermachen, und ich war froh, daß ich auf diese Art einem Religionsstreite glücklich entgangen war.

Den folgenden Tag trug ich die Sache dem Herrn Pfarrer vor, der darüber gar herzlich lächelte. Was hat er denn, fragte er, sein Kind bisher gelehrt?

Nichts weiter, antwortete ich, als aufmerken, gehorchen, sich vertragen, und seine Begierden brechen.

Das ist ja schön, sagte der Herr Pfarrer; auf diese Art ist ja mit dem Religionsunterrichte der Anfang gemacht. Alles dieses verlangt ja die Religion von uns; und es ist ja besser, wenn die Kinder thun, was die Religion sagt, als wenn sie es blos lernen mit dem Munde hersagen.

Daß doch die Menschen alles besser wissen und

alles

alles besser machen wollen, als es unser Heiland machte. Dieser hat seine Zuhörer weder Sprüche noch Verschen lernen lassen, sondern hat sie auf die Natur, auf die Vögel des Himmels, die Blumen auf dem Felde, Weinstöcke, Feigenbäume gewiesen, und ihnen hernach Geschichten erzählet: vom ungerechten Haushalter u. dgl. Bisher hat er sein Kind nach dem Sinne Jesu unterrichtet, indem er es mit der Natur bekannt machte; nun fahre er auf diesem Wege fort, und erzähl' es ihm bisweilen etwas Gutes.

Das wird er schon selbst einsehen, was er ihm erzählen darf, und was er ihm nicht erzählen darf. Nichts von Gespenstern und Hexen, und dergleichen, nichts von Dingen, die es nicht verstehen kann — nichts, was böse Begierden bey ihm rege machen könnte; sondern lauter solche Geschichten, die ihm Lust und Liebe zum Guten einflößen. Dieß alles muß stuffenweise geschehen. So wie Conrädchen erst kriechen, dann gehen, und endlich laufen und springen, aber nicht erst springen und hernach kriechen lernte; so muß ihm auch erst Lust gemacht werden, das Gute zu thun, was in seinen schwachen Kräften steht. Ehe er ihm noch etwas vom Tode fürs Vaterland, von Treue in Verwaltung öffentlicher Gelder, von Vorbereitung zu einem seeligen Ende sagt: so muß er es lehren, gegen seine Eltern folgsam und dankbar, gegen seine Gespielen verträglich, gegen die Thiere barmherzig zu seyn, seinen Körper reinlich zu erhalten u. dgl.

Und so wie er, lieber Herr Kiefer, wenn er sein Conrädchen zu den Thieren führte, und ihm die Bilder erklärte, sich ganz zu ihm herabließ, und das, was er ihm mit Worten nicht erklären konnte, durch die Stimme und die Gebärden auszudrücken suchte; so muß er es auch mit der Erzählung machen. Ich will doch einmal einen Versuch in seiner Gegenwart mit meinem kleinen Fritz machen. Und nun rief er Fritzen, setzte ihn auf seinen Schoos, und hob folgende Erzählung an: Vater! sagte einmal der kleine Philipp, es es ist dir gar zu schön draussen, der Kuckuck ruft, der Fink singt, und alles, alles ist voll Blumen! Willst du mich nicht lassen in unsern Grasgarten gehen? Und mich auch, lieber Vater! sagte Wilhelm.

Und was wollt ihr denn da machen? fragte der Vater.

Wollen die Vögel singen hören, und Muschelschaalen im Sande suchen, sagte Philipp.

Je so geht hin, gab der Vater zur Antwort. Ihr seyd heute gute Kinder gewesen, und guten Kindern gönne ich gern ein Vergnügen.

Wer war froher, als Philipp und Wilhelm! Sie faßten einander bey den Händen, sprangen zur Mutter, und riefen: Mutter! weißst du was Neues? Der Vater hat uns erlaubt, in den Grasgarten zu gehen.

Ey wie schön wars da! Kuckuck! Kuckuck! rief der Kuckuck. Ti ti ti ti ti ti ti ti tiria! sang der Fink; pink! pink! pink! pfif eine Meise, die auf einem Weidenbaume herumhüpfte, und in dem

dem Bache, der durch den Garten floß, spielten kleine Schmerlen.

Philipp setzte sich am Bache nieder, und sah den Fischchen zu, die darinn spielten; Wilhelm aber schlich am Zaune herum und suchte Raupen. Auf einmal stund er stille, sperrte das Maul auf, und machte grosse Augen — da war ein Nest mit jungen Vögeln, die noch keine Federn, sondern nur Stoppeln hatten. Die Mutter erschrack, da sie merkte, daß Wilhelm ihre Jungen entdeckt hatte, hüpfte ängstlich von einem Aste zum andern, und rief: tiri! tiri! tiri! als wenn sie sagen wollte: liebes Kind, thue doch meinen Jungen nichts zu Leide, bitte! bitte! Aber Wilhelm hörte nicht auf das Klagen des armen Vogels, er grief zu, nahm die Jungen mit dem Neste hinweg, wickelte sie in sein Schnupftuch, sprang fort und rief: Philipp! Philipp! he! da habe ich ein ganzes Nest voll Vögel.

Was? rief Philipp, Vögel hast du? und lief ihm entgegen, um sie zu sehen. Da machte Wilhelm sein Schnupftuch auf, und zeigte sie ihm. Die armen Thiere — sie riefen ängstlich nach der Mutter, und sperrten die Schnäbel auf, daß sie ihnen etwas hinein stecken sollte.

Philipp bedauerte die armen Thiere, und sagte: ach! warum hast du sie nicht bey ihrer Mutter gelassen? Da kam die Mutter, setzte sich auf einen Baum, und rief immer: tiri! tiri! Das jammerte den Philipp noch mehr: er lief zu seinem Vater, und sagte: Vater! sieh nur, was der Wilhelm für böse Streiche macht! Da

 hat

hat er ein ganzes Nest voll junger Vögel ausgenommen; die Mutter rief immer: tiri! tiri! und wollte sie gerne wieder haben. Wenn du es gehört hättest, es hätte dich gewiß gejammert.

Wilhelm schlich sich indessen mit seinen Vögeln fort, that sie in einen Kesich, und fütterte sie mit Semmel (Wecken) und Milch.

Sein Vater ließ ihn zu sich kommen. Wilhelm! sagte er, was höre ich von dir! Du nimmst den armen Vögeln ihre Jungen weg, die ihre ganze Freude waren. Wie viel waren denn Junge in dem Neste? Fünf, antwortete Wilhelm.

So seufzen also sieben unschuldige Thiere über dich. Die zwey alten, denen du ihre Freude geraubt hast, und fünf junge, die du um ihre Eltern brachtest. Wem hast du denn heute Freude gemacht? Gehe fort, böses Kind! und komme heute nicht wieder auf meine Stube.

Wilhelm gieng fort und heulte jämmerlich. Den folgenden Morgen lief er geschwind zu seinen Vögeln, und wollte sie füttern. Auf einmal fieng er aber wieder an zu heulen, hu! hu! hu! daß man es durchs ganze Haus hörte. Philipp kam herbey gelaufen, und fragte: was fehlt dir denn, Wilhelm? Ach! sagte er, meine Vögel sind todt — alle, alle — todt.

Vor Jammer lief er zum Hause hinaus in den Grasgarten. So bald ihn die alten Vögel erblickten, flogen sie um ihn herum, und riefen: Tiri! tiri! tiri! als wenn sie ihre Jungen zurückforderten. Da heulte er noch mehr, lief in das Haus zurück, begegnete seinem Vater, drückte ihm

die

die Hand, und sagte: lieber Vater! in meinem Leben will ich keine Vögel wieder aus dem Neste holen: die Jungen sind todt, und die Alten — rufen — immer — tiri! — tiri! — und wollen — ihre — Jungen — wieder — haben — und — ich — kann — sie ihnen — doch — nicht — wieder geben. — (Hiebey schluchzte der Herr Pfarrer immer, als wenn er weinte, und Fritz weinte im Ernste dazu). Habe ich dirs nicht gesagt, antwortete der Vater, daß du sieben unschuldige Thiere über dich hast seufzend gemacht? Thue mir so etwas ja nicht wieder!

Lieber Vater! sagte Wilhelm, glaub es mir! ich thue es in meinem Leben nicht wieder.

Er hielt Wort, und that es nicht wieder.

Nach ein Paar Tagen gieng Philipp in den Grasgarten, und fand — wie freute er sich! ein Nest voll junge Neuntödter. Er schlug in die Hände, betrachtete sie ein Paar Minuten — dann sah er die Mutter, welche ängstlich umher flog. Was that Philipp? Er trat sogleich etliche Schritte zurück. Da kam die Mutter und fütterte ihre Jungen, und Philipp hatte eine rechte Freude, als er es sahe.

Nun schlich er sich alle Tage in den Garten, und sah, wie die jungen Neuntödter gefüttert wurden.

Die folgende Woche kam er wieder in den Garten — da waren die Jungen ausgeflogen, und flatterten um ihre Eltern umher, die sie von einem Zweige zum andern lockten. Tausend! wie freute er sich da; geschwind lief er zum Vater,

und sagte: Vater! ich will dir etwas Neues sagen. Vor etlichen Tagen fand ich ein ganzes Nest voll junge Neuntödter. Ich habe sie aber nicht herausgenommen; ich habe nur zugesehen, wie sie von den Alten gefüttert wurden, nun sind sie ausgeflogen, und hüpfen um die Alten herum.

Da nahm der Vater den Philipp in seine Arme, gab ihm einen Kuß, und sagte: du bist ein braver Junge, wirst dich auch allemal freuen, wenn du die jungen Neuntödter im Garten siehst.

Nun sag mir einmal, Fritz! wer gefällt dir am besten, Philipp oder Wilhelm?

Ach! der Philipp, sagte Fritz, der war doch ein rechter guter Junge.

Mir gefällt er auch besser, sagte der Herr Pfarrer, gab dem Fritz einen Kuß, und ließ ihn gehen.

Dann sagte er zu mir: die Kinder auf diese Art unterrichten, heißt — sie nach dem Sinne Jesu unterrichten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Unterricht nach dem Sinne Jesu.

Ich merkte es mir. Der Herr Pfarrer borgte mir einige Bücher, in welchen Geschichten für Kinder stunden. Aus diesen suchte ich immer solche aus, die für meinen Conrad schicklich und verständlich waren. Wenn ich nun bisweilen eine Viertelstunde frey hatte: so nahm ich ihn auf den Schoos, und erzählte sie ihm. Da hätte man nur sehen sollen, wie er aufpaßte, wie er mir gleichsam ein jedes Wort aus dem Munde zu nehmen suchte. Da sahe ich recht deutlich, daß der Unterricht durch Erzählungen sich am besten für die Natur der Kinder schicke, und merkte auch, daß Conrädchen damit gebessert wurde.

Wenn ich ihm ein Geschichtchen von einem Kinde erzählt hatte, das den Armen mittheilte; so fragte ich, ob er nicht auch ein armes Kind kenne? Sogleich nannte er mir eines, nahm etwas von seinem kleinen Eigenthume, und beschenkte es damit. So konnte ich ihn bringen, wozu ich wollte, wenn ich ihm erst eine Geschichte von einem Kinde erzählte, welches eben das gethan, und sich dabey wohl befunden hatte.

Wie viel man bey einem Kinde mit Erzählungen ausrichten kann, sah ich niemals deutlicher, als da mein Conrad die Blattern bekam. —

Sie grassirten dazumal im ganzen Orte, und die mehrsten Eltern hatten mit ihren Kindern die größte Mühe, zu verhindern, daß sie sich nicht kratzten. Einige banden ihnen, um es zu verhindern, die Hände. Da nahmen denn die Kinder die gebundenen Hände, und rieben sich das Gesicht damit, daß es wie aufgeschunden wurde. Da nun diese Kinder wieder gesund wurden: so waren sie wegen der Nahten und Narben, die sie im Gesichte hatten, ganz verstellt. Conrädchen hingegen kratzte sich nicht, und bekam auch keine Narben. Und daran waren größtentheils meine Erzählungen Ursache. Ich machte nämlich selbst ein Geschichtchen von 2 Brüdern, davon der eine Franz, der andere Christian hieß, die beyde die Blattern bekamen. Franz kratzte sich, und bekam ein häßliches, zerfleischtes Gesicht, und eine schiefe Nase. Christian hingegen war geduldig und kratzte sich nicht, und behielt sein rundes Gesicht, seine glatte Haut und seine gerade Nase. Ich machte die Erzählung recht rührend, und machte alle die Reden nach, die die Kinder geführt hatten. Z. E. „Da Franz sich das erstemal im Spiegel sahe — wie erschrack er da über seine Häßlichkeit; er heulte, lief zum Vater, und sagte: Vater! Vater! kennst du mich noch? Ich sehe ja ganz abscheulich aus! Das ganze Gesicht ist mir ja verzogen. Vater! hilf mir doch! ach lieber Vater! hilf mir! hilf mir! schaff mir mein glattes Gesicht wieder!

Dem Vater liefen die Thränen über die Backen, und er sagte: ich wollte dir ja helfen, da ich dich ermahnte, du solltest fein geduldig seyn und dich nicht kratzen. Du wolltest mir aber nicht folgen, du kratztest dich. Nun kann ich dir nicht helfen.

Kann mir denn der Arzt nicht helfen? fragte Franz.

Auch dieser nicht, antwortete der Vater.

Ach Vater! wenn du ihm aber funfzig Thaler gäbest! Thue es doch, lieber Vater! ich bitte dich, du hast mich ja immer lieb gehabt.

Und wenn ich ihm mein ganzes Vermögen gäbe: so kann er dir nicht helfen.

Da schrie Franz jämmerlich: ach bin ich nicht ein Narr gewesen! Durch eine ungeduldige Stunde habe ich mein Gesicht auf meine ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet."

Daß ich bey der Erzählung, da ich den Franz reden ließ, so sprach, als wenn ich auch heulte, versteht sich von selbst.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Von Blattern, Complimenten und andern Materien.

Da ich einmal von Blattern rede, so will ich doch sagen, wie ich mein Kind, da es sie hatte, behandelt habe.

Auf den Rath meines Bruders nahm ich, da mein Kind die Blattern bekam, einen Arzt an, und zwar einen solchen, der die Blattern nicht mit Hitze zu curiren suchte. Dieser gab dem Kinde sogleich eine Purganz ein, und andere Medicin, die ich nicht beschreiben will, weil mich sonst jemand unrecht verstehen, und damit seinen Kindern Schaden thun könnte. So viel bemerke ich nur, daß ich dem Kinde nur eine leichte Decke geben, und keine grosse Hitze in der Stube machen durfte. Da die Augen, die Nase und der Hals bey den Blattern der größten Gefahr ausgesetzt sind: so suchte sie der Arzt durch folgende Mittel in Sicherheit zu stellen. Um den Hals und über die Augenbraunen band er ein Läppchen, in welches Campher genähet war, und über die Nase legte er ein Melilotenpflaster, das ebenfalls mit Campher versetzt war. So blieben diese Theile ganz von Blattern verschonet. Auch that ich dieß noch: mit Einwilligung des Arztes schnitt ich die Blattern mit einem kleinen scharfen Scheerchen auf, so bald sie reif waren,

damit

damit der Eiter heraus fliessen konnte. Freylich zuckte er allemal, so oft ich eine Blatter aufschnitt; wenn ich aber sagte, daß sich der kleine Christian auch die Blattern habe aufschneiden lassen: so hielt er geduldig stille. Schrie denn Christian gar nicht? fragte er. Nein, sagte ich, er schrie nicht. Nun, sagte er, da will ich auch nicht schreyen.

So giengen die Blattern glücklich vorbey, und das Gesicht meines Kindes blieb so glatt, daß ihm kein Mensch ansieht, daß er die Blattern gehabt hat. Der Arzt gratulirte mir dazu, und sagte: wenn alle Eltern ihre Kinder so behandelten, so würden wenige Blatterkinder sterben. Wenn 100 Blatterkinder st ben, so sind darunter gewiß nur 10 durch die Blattern selbst, die übrigen 90 aber durch die Unwissenheit der Eltern, auch wohl der Aerzte, hingerichtet worden. Wollte Gott, daß sie einmal ganz ausgerottet würden!

Kurz darauf besuchte mich meines Schwiegervaters Bruder, ein Herr Pfarrer, mit seinem kleinen Sohne, der gerade so alt wie mein Conrad war. Kaum hatte er mir sein Compliment gemacht: so wandte er sich an seinen Sohn, und sagte: nun, Gottfried! sagst du denn nichts? Da machte Gottfried ein tiefes Compliment, und sagte: gehorsamer Diener, Herr Vetter! es ist mir lieb, Sie wohl zu sehen; nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie incommodire.

Närrchen, sagte ich, die Complimente laß nur weg, diese sind bey mir nicht Mode. Willst du ein Stückchen Kuchen haben?

Wenn

Wenn Sie gehorsamst befehlen, gab er zur Antwort.

Da ich ihm das Stückchen Kuchen gab, trat mein Conrad herein, und sagte weder gehorsamer Diener, noch es ist mir lieb, Sie wohl zu sehen! — Vater! sagte er, mich hungert, willst du mir auch ein Stückchen Kuchen geben?

Der Herr Vetter und ich, wir guckten einander an, und — sagten kein Wort. Im Herzen dachten wir aber beyde unsern Theil. Ich lachte heimlich über den kleinen Gottfried, der gewöhnt war, wie ein Staar Worte herzusagen, bey welchen er nichts dachte. Der Herr Vetter hingegen hielt sich in seinem Herzen über die Unhöflichkeit des Conrads auf, der nicht einmal gehorsamer Diener sagte.

Ich ließ die beyden Kinder ihren Kuchen verzehren, hernach gab ich ihnen ein kleines Kegelspiel, mit dem sie sich die Zeit vertrieben, und ich sprach mit dem Herrn Vetter vom Heringsfange. Gegen Abend schieden wir von einander.

Nach einigen Tagen sprach ich den Herrn Pfarrer, und fragte ihn, ob ihm Gottfrieds oder Conrads Aufführung besser gefiele?

Conrads Aufführung gefällt mir besser, gab er zur Antwort. So lange die Kinder noch so klein sind, wie Gottfried und Conrad, muß man sie der lieben Natur gemäß handeln lassen, und darf sie nicht zu Complimenten gewöhnen. Sie verstehen davon doch nichts, und ich möchte gern, daß die Kinder nichts lernten, als — was sie verstehen. Nur darauf muß man sehen, daß die

Kinder

Kinder nicht wirklich ungezogen werden. Wenn sein Conrad z. E. geheult hätte, da er dem Gottfried ein Stück Kuchen gab, oder hätte es dem Gottfried gar aus der Hand gerissen: so hätte er es nicht leiden dürfen, dieß wäre ungezogen gewesen. Wenn er aber sagte, wie es ihm ums Herze war: Vater! mich hungert, gib mir auch ein Stück Kuchen! so sehe ich darinn nichts Unrechtes.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Conrädchen fühlt eine sonderbare Art von Hunger, und wie ihm dieser ist vertrieben worden.

Ich und meine Frau sahen auch nichts Unrechtes darinn, wenn Conrädchen sagte: mich hungert, und gaben ihm daher allemal, was wir eben bey der Hand hatten, ein Butter- oder Honigbrod, Beere, Obst u. dgl. Kurz darauf sahen wir darinn aber doch etwas Unrechtes. Conrädchen hatte bisweilen üble Laune, und heulte, wenn nicht alles nach seinem Kopfe gieng. Wenn wir ihn nun fragten, was ihm fehle? so sagte er immer: mich hungert. Da gaben wir ihm dann allemal etwas zu essen. Dieß hätten wir freylich nicht thun sollen, weil es ein grosser Fehler ist, wenn man den Kindern giebt,

was sie mit Heulen verlangen. Genug aber, wir begiengen diesen Fehler, Conrädchen merkte es sich, und so oft der Eigensinn ihn zum Heulen verleitete: so sagte er — mich hungert.

Einmal schrie er auch, wie ein Zahnbrecher; Conrad! fragte ich, warum heulst du? Mich hungert, war seine Antwort.

Ich war so unbesonnen, ihm einen Apfel zu geben, obgleich erst eine Stunde nach der Mittagsmahlzeit verstrichen war. Was that mein Conrad? er ließ den Apfel liegen.

Nun erst giengen mir die Augen auf, welche mir gar nicht hätten zufallen sollen. Ich sahe nun, daß wir durch unsere Willfährigkeit das Kind zum Lügen gewöhnten, sprach über diesen Punct mit meiner Frau, und wir versprachen einander, daß wir dem Kinde nie etwas zu essen geben wollten, wenn es dasselbe mit Heulen verlangte. Wir hielten es auch.

Um Conrädchen darauf vorzubereiten, erzählte ich ihm ein Geschichtchen von Thömschen und Erdmschen. Ein Vater, sagte ich, hatte zwey Söhne, davon hieß eines Thömschen und das andere Erdmschen. Wenn Thömschen etwas von dem Vater haben wollte: so heulte er gemeiniglich, und wenn ihn der Vater fragte, was ihm fehle: so sagte er, mich hungert, oder mich durstet, oder ich will in den Garten gehen. Verlangte aber Erdmschen etwas, so heulte er nicht, sondern sprach: Vater! gieb mir etwas zu essen, oder gieb mir etwas zu trinken, oder laß mich ein Bischen in den Garten gehen.

Welches

Welches Kind gefällt dir nun besser, Conrad?

Erdmschen! war seine Antwort.

Mir auch. Erdmschen kriegte nun fast immer, was er verlangte. Verlangte er etwas zu essen, oder zu trinken, so hieß es gemeiniglich: da, Erdmschen, hast du etwas; wollte er in den Garten gehen, so erlaubte es ihm der Vater, wenn er nicht besondere Ursachen hatte, es nicht zu erlauben.

Thömschen aber kriegte niemals, was er wollte, wenn er dazu heulte. Mich hungert! schrie er bisweilen; aber der Vater antwortete: so lange du heulst, bekommst du nichts.

War denn dieß recht vom Vater?

Ja! antwortete Conrädchen, und wurde blutroth im Gesichte.

Ein Paar Tage darauf heulte er wieder und sagte: mich hungert!

Du willst, fragte ich, doch wohl nicht Thömschen werden?

Da sah er mich an, schluchzte, und sagte: nein, ich will kein Thömschen werden. Er gab sich darauf Mühe, das Heulen zu unterdrücken, und da er sahe, daß er damit niemals etwas ausrichtete, gewöhnte er es sich am Ende gar ab.

Ich rathe daher allen Eltern, daß, wenn ihre Kinder heulen, sie ja nicht geradezu glauben, daß die Ursache, die sie vorgeben, allemal gegründet sey. Sonst können sie, ohne es zu wissen, die Kinder zum Lügen gewöhnen.

Ich habe ein Kind gekannt, das bisweilen Bauchweh hatte, und deßwegen von den Eltern bedauert wurde. Das merkte es sich, und wenn es hernach aus Trotz und Eigensinn heulte, und die Eltern fragten, was ihm fehle: so sagte es allemal: der Bauch thut mir weh.

Einem andern war der Großvater gestorben, und es weinte um ihn. Das gefiel dann den Eltern, und sie sagten: das Kind hat doch seinen Großvater recht lieb gehabt. So oft es nun in der Folge heulte, und die Eltern fragten: warum es heule? so sagte es immer: ich heule um meinen lieben Großvater.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von Zank und Streit.

Bis jetzt hatte ich mit meiner lieben Frau noch keinen Zank und Streit gehabt; jetzt aber fügte es sich, daß wir beyde einmal hart an einander geriethen. Ich hatte den Waitzen binden lassen, und da ich ihn ansah, war der Brand darinn. Darüber wurde ich ärgerlich. Da ich nach Hause kam, war das Mittagsessen noch nicht fertig; dieß brachte mich noch mehr in die Hitze. Meine Frau hatte unterdessen auch einen kleinen Streit mit der Magd gehabt, und war also auch nicht guter Laune. So setzten wir uns mit einander zu Tische.

Das

Das ist aber doch auch nicht erlaubt, sagte ich, daß du für deinen Mann nicht besser sorgest. Da habe ich nun den halben Tag gearbeitet, und es mir sauer werden lassen, und nun, da ich nach Hause komme, und einen Bissen essen will, finde ich nicht einmal einen Löffel voll Suppe.

Tausend! was entstund da für ein Lärmen! Es war, wie wenn ich in ein Wespennest gestochen hätte. Meine Frau schalt mich einen Tyrannen, der nichts darnach fragte, wenn sie sich auch zu Tode arbeitete, der sie wohl noch unter die Erde bringen würde. Dadurch wurde ich noch mehr zum Zorne gereitzet, und schalt meine Frau auch, und diese schalt wieder. Conrad hörte dieß alles mit an. Bisher hatte er bey seinen Eltern nichts als Liebe gesehen, jetzo hörte er, wie sie sich schimpften und schalten. Er machte erst ein Jammermaul, hernach fieng er laut an zu heulen. Wären wir nur ein Bischen bey Vernunft gewesen: so hätten wir sogleich die Mäuler gehalten, so bald wir sahen, wie das Kind dadurch geärgert wurde.

So viel Nachdenken hatten wir aber bey unserm Zanke nicht, daß wir, um des unschuldigen Kindes willen, die Mäuler gehalten hätten. Wir wurden immer heftiger, und jedes gab sich Mühe, seine Unschuld zu beweisen, und dem andern Vorwürfe zu machen, damit das Kind mit ihm Mitleiden haben möchte. Endlich erhielt die Mutter den Sieg, sie fieng an zu weinen, und sagte: ich arme unglückliche Frau! Wenn sich

doch der liebe Gott über mich erbarmte, und nähme mich von der Erde weg! Conrad lief auf sie zu, legte den Kopf in ihren Schoos, und schluchzte: Mutter! Mutter! liebe Mutter!

Da ergrief ich das Hasenpanier, lief, was ich laufen konnte, immer nach meinem Waitzenacker zu. Als ich gegen Abend nach Hause kam, sprung mir Conrad nicht entgegen, wie sonst seine Gewohnheit war; er wich mir vielmehr aus, und schmiegte sich an seine Mutter an. Wie mich das schmerzte, kann ich nicht wohl beschreiben. Ich verbiß den Schmerz aber, verzehrte mein Abendbrod in der Stille, ohne ein Wort zu sagen, weil ich besorgte, es möchte etwa wieder so ein Lärmen wie zu Mittage geben, und gieng ganz ruhig zu Bette.

Den folgenden Morgen konnte ich wieder ein vernünftiges Wort mit meiner Frau reden. Ich drückte ihr die Hand, und fieng mit ihr folgendes Gespräch an: Liebe Frau! wie bist du zeither mit unserm Conrad zufrieden gewesen?

Sie. Warum fragst du das? Conrad ist ein Herzensguter Junge. Wenn nur alle Leute so gut wären!

Ich. Wem hast du es denn zu danken, daß er so ein Herzensguter Junge ist?

S. Wem? je nun, ich glaube, er hat dir vieles zu verdanken.

I. Ich glaube es auch. Aber sag mir einmal, liebe Frau! glaubst du wohl, daß der

Conrad

Conrad ferner so gut bleiben wird, wenn er seinen Vater nicht mehr lieb hat?

S. Wenns der Vater darnach macht, daß er ihn lieb haben kann: so wird er ihn immer lieb haben.

J. Das glaube ich nicht. Wenn der Vater auch der rechtschaffenste Mann ist, und die Mutter sagt, er sey ein Tyrann, so glaubt es das Kind, und wird dem Vater gram.

S. Wenn aber der Vater ein Tyrann ist? (Sie lächelte, als sie das sagte.)

J. Ich wünschte, daß alle Weiber solche Tyrannen haben mögen, wie du! Kurz und gut, liebe Frau! wir haben beyde gefehlt. Wenn wir uns mehrmals in Gegenwart unsers Conrads so zanken: so wird nichts aus ihm, er bekommt gegen uns beyde einen Abscheu, und gehorcht uns hernach nicht mehr. Ich dächte also, wir zankten nicht wieder.

S. Ich will es gewiß nicht wieder thun.

J. Ich verspreche dir es auch. Es kommt nur alles darauf an, daß wir es halten. Sollten wir es ja nicht halten können, sollten wir uns ja bisweilen mit einander zanken müssen: so dächte ich, es wäre das Beste, daß wir erst den Conrad wegschickten, damit dieser es nur nicht höre, und uns gram werde.

Wir versprachen es einander, und hielten es. Wenn uns hernach bisweilen eine Lust zum Zanken ankam: so schickten wir erst den Conrad

 fort,

fort, und wenn er fort war: so besonnen wir uns gemeiniglich eines andern, gaben einander die Hände und zankten nicht.

Wenn dieß doch alle Eltern so miteinander hielten, und sich in ihrer Kinder Gegenwart nicht zankten: so würden diese gewiß weit besser gerathen. Ein Kind muß ja den Eltern glauben. Wenn nun die Mutter den Vater einen Tyrannen, und dieser die Mutter eine schlechte Frau schilt: so glaubt das Kind entweder dem einen, oder dem andern, oder vielleicht beyden Theilen, und fängt an, entweder den einen oder den andern Theil, oder vielleicht beyde zu verachten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Conrädchen geht zum Herrn Pfarrer in Unterricht, und was er da gelernt hat.

Mein Conrad wurde nun fünf Jahre alt, und ich glaubte, daß es Zeit sey, ihn in die Schule zu schicken. Meines Nachbars Sohn konnte schon buchstabiren, und Conrad kannte den großen A noch nicht. Dieß war mir verdrüßlich.

Ich gieng also geschwind zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, ob er es nicht für gut hielt, daß ich meinen Sohn in die Schule schicke, damit er das A B C, das Buchstabieren und Lesen lerne?

Der Herr Pfarrer lächelte und sagte: meine Kinder lasse ich vor dem sechsten Jahre noch nicht

den großen A lernen. Kinder müssen erst gewöhnet werden, aus der Natur sich zu unterrichten, ehe man ihnen Bücher in die Hände giebt. Dieß geschieht aber in den gewöhnlichen Schulen nicht, auch in den unsrigen nicht. Denn wollte ich die Kinder in der Schule mit der Natur bekannt machen lassen, ehe sie den Katechismus lernten: so würde man aussprengen, ich wäre ein Naturalist. Ich gebe daher meinen Kindern den ersten Unterricht selbst, und da ich einen Knaben habe, der mit seinem Conrad in Einem Alter ist, so wäre wohl das Beste, wenn er ihn mir zum Unterricht schickte.

Ich nahm den Vorschlag mit Freuden an, und der Unterricht gieng herrlich von statten. Er war fast so, wie er, nach Constants Beschreibung, in America eingerichtet ist. Alle Tage wurde etwas aus der Natur vorgezeiget, betrachtet und darüber gesprochen: bald ein Thier, bald eine Pflanze, bald ein Stein. Es währete nicht lange, so war um unsern ganzen Ort herum fast keine Pflanze, noch Thier, noch Stein, das Conrad nicht zu nennen, wovon er nicht etwas zu erzählen wußte. Dabey bekam er Augen wie ein Falke, und sahe Dinge, die hundert Leute nicht bemerkten. Zur Abwechselung gab der Herr Pfarrer auch Unterricht über Bilder, wodurch die Seele auch gar artig in Thätigkeit gesetzt wurde.

Ich will ihm doch zur Probe so eine Unterredung erzählen, die ich mit anhörete. Der Herr

Pfarrer hatte ein Bild, das ein Feld vorstellete, wo geerndtet wurde.

Hierüber stellete er folgende Unterredung mit meinem Conrad an.

Pf. Was machen denn da die Leute?

C. Sie schneiden Roggen ab.

Pf. Da ists also wohl Winter?

C. Warum denn nicht gar! Sommer ist es.

Pf. Woran siehst du es denn, daß es Sommer ist?

C. Weil so langer Roggen hier steht, und die Bäume Laub haben.

Pf. Womit schneiden denn die Leute Roggen ab?

C. Mit der Sichel.

Pf. Aber warum geben sie sich denn mit dem Roggen so viel Mühe?

C. Das weiß ich! Sie machen Brod davon.

Pf. Nun, wenn das ist, so haben sie wohl Ursache, daß sie sich darum so viele Mühe geben. Machen sie denn aus den ganzen Halmen Brod?

C. Ha! Ha! Ha! aus den ganzen Halmen! Nur aus den Körnern machen sie Brod, die hier oben in den Aehren sind.

Pf. Wenn sie weiter nichts brauchen, als die Körner: so thäten sie wohl besser, wenn sie nur oben die Aehren abschnitten? Das Bücken muß ihnen ja gewaltig sauer werden.

C.

C. Ja sie brauchen auch das Stroh.

Pf. Wozu denn?

C. Zu vielerley; sie geben es dem Vieh zu fressen und streuen damit.

Pf. Ist denn auf allen Aeckern, die du hier siehst, Roggen?

C. Nein, da sind viele leere Aecker.

Pf. Woher kömmt es denn, daß nicht auf allen Aeckern Roggen wächst?

C. Weil die Leute nicht auf alle Aecker Roggen gesäet haben.

Pf. Also muß man das, was auf einem Acker wachsen soll, erst dahin säen?

C. Ey freylich!

Pf. Was siehst du denn, Conrad! hier auf diesem Acker? Ist denn das auch Roggen?

C. Bey Leibe nicht! das sind Disteln.

Pf. Haben denn diese die Leute auch dahin gesäet?

C. Das glaube ich nicht.

Pf. Ja wie kommen sie denn hieher?

C. Sie sind von selbst gewachsen.

Pf. Woraus wächst denn der Roggen?

C. Aus Saamen.

Pf. Aber die Disteln entstehen wohl aus Steinchen oder Erde?

C. Das glaube ich nicht. Ich denke, sie entstehen auch aus Saamen.

Ich denke auch, fuhr der Herr Pfarrer fort, daß die Disteln aus Saamen entstehen. Wie mag aber dieser auf den Acker gekommen seyn?

C. Ich denke, er ist ausgefallen.

Pf. Dieß möchte wohl seyn. Und also ist es doch falsch, daß alles, was auf dem Acker wachsen soll, dahin müsse gesäet werden?

So waren die Discurse ohngefähr beschaffen, die der Herr Pfarrer mit den Kindern anstellte. Dieß sind, sagte er, die ersten Uebungen im Nachdenken. Dadurch werden die Kinder gewöhnet, von jedem Dinge die Absicht und die Ursache aufzusuchen, und diese Uebung hilft ihnen wenigstens mehr, als wenn ich sie mit der Kraft des heiligen Abendmahls und andern Sachen bekannt machen wollte, die sie nicht verstehen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Conrädchen lernt auf eine curiose Art lesen.

Nach einem Jahre fieng denn endlich der Herr Pfarrer an, die Kinder zum Lesen vorzubereiten. Die Vorbereitung war aber curios. Die Kinder bekamen dabey weder ein Buch in die Hände, noch einen Buchstaben zu sehen. Der Herr Pfarrer machte es auf folgende Art. Er zeigte ihnen verschiedene Dinge, und buchstabirte sie ihnen

ihnen vor. Z. E. dieß ist ein MANN Mann, dieß ist eine FRAU Frau: Dieß ist ein STEIN Stein; Hier ist ein MES, Mes, SER ser, Messer. Nachdem er dieß ein Paar Wochen gethan hatte, nahm er eines seiner größern Kinder dazu, that verschiedene Fragen an dasselbe, und dieß mußte die Antworten buchstabiren. Z. E. Was ist das? BROD Brod, und das? GELD Geld.

Conrad und Fritz höreten dieß einige Tage mit an, hernach fiengen sie von selbst an, die Antworten zu buchstabieren. Es währete nicht gar lange, so konnten die Kinder frisch weg buchstabieren, und — kannten noch keinen Buchstaben. Dieß kam mir und allen Nachbarn sonderbar vor. Ich konnte es daher nicht lassen, ich gieng einmal zum Herrn Pfarrer, und sagte ihm: wäre es denn aber nicht besser, wenn die Kinder erst die Buchstaben kennen, hernach das Buchstabiren lernten?

Der Herr Pfarrer lächelte, und sagte: wenn ich entscheiden will, welche von zweyen Methoden die bessere seye: so sehe ich immer auf den Erfolg, den jede Methode hat. Diejenige Methode, die den besten Erfolg hat, die ist mir die beste. Wenn z. E. darüber disputiret wird, ob es besser sey, den Haber unter zu pflügen, oder unter zu eggen: so disputire ich nicht, sondern wenn die Saatzeit ist, gehe ich mit meinem Hans aufs Feld, und sage ihm: Hans! auf dieser Hälfte des Ackers pflüget den Haber unter, auf der an-

dern egget ihn unter; dann, wenn die Erndte kommt, gehe ich hinaus, und sehe zu, welche von beyden Methoden, den Acker zu säen, die bessere sey. Weiß er denn wohl, woran ich es sehe?

Doch wohl an den Früchten, antwortete ich. Diejenige Methode, den Haber zu säen, die die mehresten Garben und Körner liefert, ist wohl die beste.

Nun wollen wir einmal die Anwendung davon machen. Zeither ist es gewöhnlich gewesen, daß die Kinder erst die Buchstaben, hernach das Buchstabiren lernten, ich habe es umgekehrt. Nun sage er mir einmal auf sein gutes Gewissen, Herr Kiefer! haben denn unsere Kinder geschwinder oder langsamer das Buchstabiren gelernet, als andere, die nach der alten Methode unterrichtet wurden?

Freylich haben es unsere Kinder geschwinder gelernt, als andere, antwortete ich. Sie kennen aber das A B C noch nicht. Nun fuhr der Herr Pfarrer fort, so sollen sie morgen das A B C zu erlernen anfangen.

Der Anfang wurde gemacht; wie wunderte ich mich aber, noch war kein Buch da. Statt des Buchs brachte der Herr Pfarrer lauter gedruckte Buchstaben mit, die auf Pappendeckel geleimt waren. Nun fragte er den Conrad: was ist das? B R O D. Brod antwortete er. Gebt Achtung Kinder! fuhr er fort, bisher habt ihr mir die

Buch-

Buchstaben genennt, aber ihr habt noch keinen gesehen. Jetzo will ich euch diese Bursche kennen lehren. Seht, hier ist der B, hier der R, und da O und der D. Da stehen sie hinter einander, wie die Soldaten. Wenn ich sie nun zusammen aussprechen will, B. R. O. D, wie sage ich denn? Brod, antworteten die Kinder.

So machte er es noch mit einigen Worten. Hernach hob er die Buchstaben, einen nach dem andern, in die Höhe, legte sie dann auf den Tisch, und sagte, das ist A, das ist X, das R, u.s.w. dieß that er einigemal. Hernach sagte er, nun wollen wir ein Späschen machen, lächelte, zog ganz langsam etwas aus der Tasche, machte die Kinder so neugierig, daß sie um ihn herum traten, nach der Tasche sich bückten, und, da das Herausziehen gar zu lange dauerte, endlich Gewalt brauchten, des Herrn Pfarrers Arm hielten, und das, worauf er sie neugierig gemacht hatte, ihm aus der Hand rissen. Es waren Bilderchen! Sie lachten darüber, und hüpften damit in der Stube herum. Der Herr Pfarrer lachte auch mit.

Ein anderer würde sich dadurch für beleidigt gehalten und geglaubt haben, daß dieß Betragen der Kinder gegen seinen Respect sey; würde sie wohl ungezogene Ranken gescholten, und, wenns ein rechter Altgläubiger gewesen wäre, ihnen durch ein Paar derbe Maulschellen Mores gelehret haben. Aber, wie gesagt, unser Herr Pfarrer lachte herzlich mit. Da er ein Paar Mi-

Minuten mit ihnen gelacht hatte, sagte er: Wollt ihr denn die Bilderchen haben?

K. Ja! Ja!

Pf. Welches ist euch denn lieber, wenn ihr sie mir raubt, oder wenn ich sie euch gebe?

K. Wenn du sie uns giebst.

Pf. Soll ich sie euch schenken, oder wollen wir darum spielen?

K. O ja, Vater! wir wollen darum spielen.

Nun da setzt euch denn hin, ich will euch das Spiel lehren. Gebt Achtung! Hier sind die Buchstaben alle! Einer um den andern sucht den Buchstaben heraus, den ich sage; wer am Ende die mehresten hat, der bekommt ein Bild.

Nun fieng er an: Conrad suche den R. Fritz den T! Conrad den C. Fritz den X! u. s. w. Jetzo waren die Buchstaben alle, Fritz hatte die mehresten, und bekam ein Bild. Noch ein Paarmal wurde das Spiel gemacht, hernach fragte der Herr Pfarrer: wollen wir aufhören?

O nein, sagten die Kinder, laß uns noch ein Paarmal spielen!

Nun, wenn ihr wollt, sagte er, aber jetzo will ich ein anderes Spiel anfangen, das zum todtlachen ist. Seht alle die Buchstaben noch einmal durch; nun will ich mir einen um den andern in die Gedanken nehmen, wer ihn rathet, der nimmt ihn weg, und wer am Ende die mehresten hat, der bekommt ein Bild. Fritz, du fängst an zu rathen, dann räth Conrad, und so wechselt ihr immer mit einander ab.

Fr.

Fr. Ists der K?

Pf. Nein.

C. Der R?

Pf. Nichts vom R.

Fr. Der Y?

Pf. Weiß nichts vom Y.

C. Der D?

Pf. Ja der D ists, nimm ihn!

So wurde gerathen, bis die Buchstaben alle waren, und die Kinder hatten auf diese Art das A B C beynahe zwanzigmal angesagt, ohne daß sie es wußten. Nach zwey Tagen konnten sie es durchaus. Nun that der Herr Pfarrer weiter nichts, als daß er noch diese Uebung mit verschiedenen Arten von Buchstaben, großen, kleinen, lateinischen, geschriebenen, anstellete. Da nun die Kinder die Buchstaben vollkommen kannten, das Buchstabiren aus dem Kopfe schon gelernet hatten: so war es ihnen leicht, nun aus dem Buche zu buchstabiren. Und da das Lesen von selbst erfolgt, wenn man erst buchstabiren gelernt hat: so gab es sich auch mit diesem bald.

So bald die Kinder fertig lesen konnten, ließ mich der Herr Pfarrer einmal zu sich rufen, die Kinder mußten mir vorlesen, dann fragte er mich, welche Methode, Kindern das Buchstabiren und Lesen zu lehren, gefällt ihm nun besser, Herr Kiefer! meine oder die alte? Ihre, Herr Pfarrer! antwortete ich. Wenn ich bedenke, was für Mühe

bey

bey der alten Methode der Lehrer hat, wie verdrüßlich dabey die Kinder werden, wie oft sie sich dabey müssen anfahren lassen, wie viele Zeit sie damit zubringen: so kann mans ja mit Händen greifen, daß Ihre Methode den Vorzug hat.

Da wir noch darüber sprachen, bekam der Herr Pfarrer einen Besuch von einem benachbarten Herrn Geistlichen, der sein Söhnchen bey sich hatte, das mit unsern Kindern ohngefähr in gleichem Alter war.

Wie halten Sie es denn mit Ihren Kindern, Herr Amtsbruder, fragte der Geistliche, Sie lassen sie doch nicht buchstabiren?

Allerdings lasse ich sie buchstabiren.

Das wundert mich. Sie sind doch sonst ein sehr aufgeklärter Mann; wie können Sie denn eine Gewohnheit beybehalten, die von allen neuern Erziehern verworfen wird?

Pf. Mein lieber Herr Amtsbruder! bey der Behandlung meiner Kinder kehre ich mich weder an die alten, noch an die neuen Erzieher; sondern ich thue das, was ich, nach meinen Einsichten, für das beste halte.

G. Wie können Sie denn das Buchstabiren für etwas Gutes halten? Bedenken Sie doch selbst, wie lächerlich es ist, wenn das Kind buchstabiret, RO Ro SEN sen Rosen, WAS Was Rosenwas SER ser Rosenwasser. Ist es denn nicht vernünftiger, wenn das Kind angehalten wird, die

Sylben

Sylben gleich ganz nacheinander herzusagen, ohne die Sylben so vielmal zu wiederholen?

Pf. Ich bin, lieber Herr Amtsbruder! kein Freund vom Disputiren. Ihr Söhnchen hat wohl das Lesen ohne Buchstabiren gelernt?

G. Allerdings.

Das Kind, welches nicht buchstabiren gelernt hatte, mußte lesen und las herzlich schlecht.

Nun mußte es abtreten, und Fritz wurde hereingerufen. Dieser mußte die nämliche Stelle lesen — und las sie weit besser und schneller.

Der Herr Pfarrer schickte ihn fort, und fragte nun den Herrn Amtsbruder, welcher von den beyden Knaben am besten läse? Ich muß es gestehen, antwortete er, Ihr Fritz.

Ich glaube es auch, sagte der Herr Pfarrer. Ich habe so viele Kinder gekannt, die das Lesen ohne Buchstabiren lernten, die immer schlecht lasen, und, wenn sie schrieben, die Wörter immer falsch abtheilten, z. E. Ros-en, Hon-ig. Hingegen Kinder, die erst fertig buchstabiren, dann lesen lernten, lasen immer gut, und theilten im Schreiben die Wörter richtig ab. Sehen Sie, Herr Amtsbruder! dieß sind die Gründe, warum ich das Buchstabiren beybehalte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Conrädchen bekommt, statt des Katechismus, Tauben zu rupfen.

Daß mein Conrad geschwind lesen gelernt hatte, wurde nun weit und breit bekannt. Kaum hatte es seine Frau Baase gehört: so brachte sie ihm einen recht hübschen Katechismus, und ermahnete ihn, daß er darinn recht fleißig lesen sollte. Der Junge hatte eine gewaltige Freude darüber, schlug das Buch auf, und las mit lauter Stimme: Welches ist das sechste Gebot? — Du sollst nicht Ehebrechen.

Vater, sagte er, wie macht mans denn, wenn man Ehe bricht?

Das weiß ich nicht, antwortete ich. Frage deine Frau Baase.

Frau Baase, sagte er, weißst du es denn, wie mans macht, wenn man Ehe bricht?

Alle Dinge, antwortete sie, zu wissen, bist du noch viel zu jung.

Da gieng er zur Mutter, und bat diese, ihm zu erklären, wie mans mache, wenn man Ehe bräche, wurde aber auch mit einer kurzen Antwort abgefertigt. Da fieng er an zu heulen, und sagte: was hilft mir denn das Buch, wenn ichs nicht verstehe? Wenn ich doch nur wissen sollte, wie man Ehe bräche?

Da sahe ich nun recht deutlich, daß der Katechismus sich gar nicht zum Lesebuch für so zarte Kinder schicke. Ich hatte also weiter nichts zu thun, als ihm den Katechismus auf eine gute Art wieder aus den Händen zu bringen.

Meiner Frau hatte ich versprochen, ihr einige Paar junge Tauben in die Küche zu liefern. Diesen Umstand benutzte ich, zischte Conraden in die Ohren: wollen wir denn junge Tauben ausnehmen? Ja, Vater! antwortete Conrad freudig, warf den Katechismus auf den Tisch, faßte mich bey der Hand, und gieng mit mir zum Taubenhause hin. Ehe ich aber noch dahin kam, lief ich wieder zurück zur Mutter, und sagte ihr, sie möchte geschwind den Katechismus in ihren Schrank verbergen.

Dann gieng ich mit ihm ins Taubenhaus. Tausend! was für Freude hatte der Junge, als er hineintrat, und hier eine Taube über den Eyern, da eine andere, die ihre Jungen fütterte, dort ein Paar flicke (erwachsene) Tauben sah. Ich nahm ein Paar junge Tauben aus dem Neste, und sagte zu ihm nicht: da Junge! nimm die Tauben und bring sie deiner Mutter! sondern ich sagte ganz anders. Conrädchen, sagte ich, willst du denn diese Tauben deiner Mutter bringen? Ja! ja! sagte er, nahm die Tauben freudig und lief damit fort.

Unter der Zeit, daß er die Tauben zur Mutter trägt, will ich doch eine Anmerkung machen. Ich habe bemerkt, daß der Mensch, er sey groß

oder klein, immer lieber seinen eigenen, als eines andern Willen thut, und daß diejenigen immer am sichersten andere nach ihrem Willen lenken, die ihnen nicht geradezu befehlen, sondern sie dahin zu bringen suchen, daß sie von sich selbst zu thun glauben, was man von ihnen verlangt.

Bey der Erziehung habe ich dieß gar deutlich gesehen. Commandirte ich das Conrädchen: so gehorchte es mir zwar, aber es war bey dem Gehorchen doch keine rechte Freudigkeit. Fragte ich ihn: willst du dieß oder das thun? so antwortete er immer recht freudig: ja lieber Vater!

Jetzo kam Conrad wieder und fragte: soll ich noch mehr Tauben zur Mutter tragen? Ja, sagte ich, gab ihm noch zwey Paare, und ich nahm zwey Paare, und so giengen wir zur Mutter.

Diese nahm die Tauben, nachdem sie ein Messer gesucht hatte, und gieng in die Küche, um sie zu schlachten. Conrad lief ihr nach. Dieß gab mir einen Stich ins Herz. Es flog mir der Gedanke durch die Seele: sollte der Knabe auch wohl grausam werden, wenn er die unschuldigen Tauben schlachten und mit dem Tode ringen sieht? Genug, ich konnte mich nicht entschließen, ihn mit in die Küche gehen zu lassen, sondern suchte seine Wünsche wieder auf etwas anderes zu lenken.

Nach einiger Zeit kam die Mutter wieder und fragte ihn: Conrädchen, willst du denn Tauben rupfen? Ja, sagte er, und lief geschwinde zu dem Siebe, in welchem die abgeschlachteten Tauben lagen. Während des Rupfens that er verschiedene Fragen an mich und seine Mutter, wegen der Tauben und ihrer Lebensart. Unter andern that er auch folgende verfängliche Frage an mich: ist denn das recht, daß du die Tauben todt machst? Sie haben dir ja nichts gethan, und die alten Tauben betrüben sich nun drüber, daß ihre Jungen todt sind.

Diese Frage machte mich ganz verwirret, und ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Deßwegen machte ich eine Entschuldigung und gieng zur Stube hinaus. Der Herr Pfarrer hatte mir nämlich die Lehre gegeben, man solle lieber auf die Fragen eines Kindes gar nicht antworten, wenn man nicht gleich im Stande wäre, etwas Vernünftiges darauf zu antworten.

Ich war kaum ein Paar Minuten im Hofe gewesen; so fiel es mir ein, was ich zu antworten hatte, und ich gieng wieder in die Stube zurück.

Conrad, sagte ich, weißst du denn, was die Tauben fressen?

C. O ja! sie fressen Gerste, Haber, Linsen, Waitzen und Erbsen.

J. Und woher bekommen sie denn dieß alles?

C. Sie holen es vom Felde.

J. Wie kommt denn dieß alles auf das Feld?

C. Es wächst drauf.

J. Von sich selbst?

C. Nein, die Bauern haben es darauf gesäet.

J. Also gehört die Gerste, der Haber, der Waitzen, die Erbsen, welche die Tauben fressen, eigentlich den Bauern. Da sind die Tauben doch lose Vögel, daß sie wegfressen, was nicht ihnen, sondern den Bauern gehört. Weißst du, wie viele Junge gemeiniglich ein Paar Tauben ausbrütet?

C. Nein, Vater! das weiß ich nicht.

J. So will ich dir es sagen. Gemeiniglich brütet ein Paar alte Tauben jährlich vier Paar Junge aus.

C. Jährlich?

J. Jährlich.

C. Ey, das ist viel!

J. Freylich ist es viel. Wenn ich also alle diese Jungen leben lasse: so habe ich künftiges Jahr, statt 50 Paaren, die jetzo bey mir fliegen, 260 Paare. Gesetzt auch, daß 50 Paare davon sterben, oder durch die Raubvögel gefressen werden, so bleiben doch gewiß 200 Paare übrig. Das folgende Jahr habe ich 600 Paare, und das nächstfolgende Jahr 3200 Paare.

C. Ey, Vater! wenn du 3200 Paar Tauben hättest!

J. Wenn nun aber diese 3200 Paar Tauben auf das Feld fielen, und bey andern Bauern vermehreten sich die Tauben auch so sehr, so fräßen

sie

sie ja alles Getreide weg, was behielten denn die Menschen?

C. Aber Vater! Eine Taube frißt ja nicht viel?

J. Freylich frißt sie nicht viel in einem Tage; aber das Jahr hindurch frißt sie ziemlich viel. Und wie viel fressen 3200 Paare! Siehst du also, lieber Conrad, warum ich die jungen Tauben schlachten lasse? Entweder muß ich mein Getreide von den Tauben auffressen lassen, oder ich muß einen Theil davon schlachten und selbst essen. Wenn ich diese Thierchen bloß aus Muthwillen tödtete, da wäre ich freylich ein grausamer Mann; da ich sie aber schlachten lasse, damit sie mir nicht schaden, und, weil sie mir eine gute Mahlzeit geben, handele ich denn da noch unrecht?

C. Nein. Aber es thut doch den armen Tauben weh, wenn sie geschlachtet werden.

J. Freylich thut es ihnen wehe. Aber sterben müssen sie doch. Sie mögen sterben, wann sie wollen, so thut es ihnen wehe.

Nach der Zeit fragte ich den Herrn Pfarrer, ob ich recht daran gethan hätte, daß ich Conraden nicht erlaubte, bey dem Abschlachten der Tauben zu seyn? und der Herr Pfarrer gab mir Recht. So lange, sagte er, ein Kind noch nicht belehret ist, warum, und in welchen Fällen es erlaubt sey, die Thiere zu tödten, lasse ich es nicht gern das Abschlachten der Thiere mit ansehen. Entweder es thut das, wozu es sein Herz treibt, es bedauert sie, und dann bekommt es von denen, die ihr Blut ver-

gießen, eine üble Meynung, oder es erstickt das Mitleiden, und wird dadurch hartherzig und grausam. Wenn das Kind aber erst Verstand genug hat, um einzusehen, daß das Tödten der Thiere, unter gewissen Umständen, nothwendig sey: dann wird es ihm nicht leicht schaden, wenn es auch bisweilen die Todesangst eines Thieres mit ansieht.

Auch das billigte er, daß ich Conraden den Katechismus aus den Händen gespielet hatte, und gab mir dafür ein anderes Buch, worinn ich ihn sollte lesen lassen. Darinn waren kurze Beschreibungen von natürlichen Dingen, die das Kind mehrentheils schon gesehen hatte, z. Ex. von der Kuh, dem Pferde, den Hühnern, Tauben, Schwalben, Karpfen, Hechten, Fröschen, Raupen, Regenwürmern u. dgl. Ferner enthielt es kleine Geschichten von guten Kindern. In diesem Buche, sagte der Herr Pfarrer, wird der Knabe gern lesen, weil er alles, was er liest, versteht.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Conrad wird zum Schreiben angeführt.

Jetzo fieng der Herr Pfarrer an, die Kinder dazu zu gewöhnen, ihre Gedanken schriftlich aufzusetzen. Schreiben hatten sie aber noch nicht gelernt. Den Tag vorher, ehe er die Uebung anfieng, that er

mir

mir es zu wissen. Ich mußte herzlich darüber lachen. Buchstabiren hatte er sie gelehret, ehe sie einen Buchstaben kannten, nun sollten sie angeführet werden, ihre Gedanken schriftlich auszudrücken, ehe sie einen Buchstaben schreiben konnten. Unterdessen war ich doch curios, zu sehen, wie das Ding ablaufen würde. Ich gieng also zum Herrn Pfarrer; das Ding, worüber er dießmal Lection gab, war — eine Laus. Mir war es lächerlich, daß er über ein so eckelhaftes Geschöpf eine Lehrstunde gab. Unterdessen wußte er doch alles so einzurichten, daß ich mit Vergnügen zuhörete, und manches noch lernte, was ich nicht gewußt hatte. Da der Unterricht vorbey war, fragte er die Kinder, wer will mir nun dictiren, was ich über die Laus gesagt habe? Ich! antworteten beyde. Nun, sagte er, beyde könnt ihr nicht dictiren. Einer darf nur dictiren. Der soll es thun, der mir sagen kann, welches Thier mit der Schaflaus die größte Aehnlichkeit hat?

Die Kinder riethen hin und her, endlich rief Conrad aus: nun weiß ich es, Herr Pfarrer! nun weiß ich es ganz gewiß — die Lämmerlaus.

Getroffen! sagte der Herr Pfarrer. Conrad du dictirst. Mach es hübsch, damit dein Vater Freude daran habe. Da dictirte denn Conrad etwas, welches der Herr Pfarrer nachschrieb; zum Spas habe ich es aufbewahret, es lautete so:

Die Laus ist ein Insect ohne Flügel, hat sechs Füße und einen Saugrüssel, womit sie Blut

 saugt.

saugt. Sie pflanzt sich durch Eyer fort, welche Nisse heissen, und an die Haare gelegt werden. Es giebt an dem Menschen Kopfläuse und Kleiderläuse. Andere Thiere haben auch Läuse, z. Ex. die Gans, die Henne, die Kuh, das Schwein u. s. w. Wenn man keine Läuse haben will, so muß man sich fleissig waschen, oft reine Wäsche anziehen, sich fleissig kämmen, und mit unbedecktem Kopfe gehen.

Ich hatte eine herzliche Freude darüber.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Einführung eines neuen Cantors.

Kurz darauf bekam unser Herr Cantor die Auszehrung. Da der Herr Pfarrer voraus sahe, daß keine Rettung möglich sey: so sorgte er in der Stille für einen geschickten Nachfolger. Er hatte den jungen Lindenbaum kennen lernen, und in sein Herz geschlossen, weil er sehr geschickt war, und die Kinder sehr gut zu behandeln wußte. Diesen schlug er dem Edelmanne vor, und bat ihn, diesen jungen Mann nach Rekan zum Domherrn von Rochow zu schicken, um da in der vortreflichen Landschule, welche der Domherr angelegt hat, zu lernen, wie die Kinder müssen unterrichtet werden. Der Edelmann, der die Gemeine lieb hatte, that es sehr gerne, und der junge Lindenbaum wurde

von dem Herrn von Rochow sowohl, als auch von dem Herrn Pfarrer Rudolph und dem Herrn Cantor Bruns, sehr gut aufgenommen, und mit der dortigen Lehrart bekannt gemacht.

Unterdessen starb unser Herr Cantor, Herr Lindenbaum wurde zurückberufen, und rückte in seine Stelle ein.

Als ihn der Herr Pfarrer in sein neues Amt einführte, hielt er, in Gegenwart der Kirchenvorsteher, folgende Rede an ihn, die ich hier mittheilen will.

„Ich führe Sie heute, lieber Herr Cantor! in ein sehr wichtiges Amt ein, das zwar nicht viele Ehre vor der Welt, aber desto mehr Ehre vor Gott hat. Sie bekommen das Amt, junge Menschen zu gesunden, vernünftigen, frohen, rechtschaffenen, thätigen Erdenbürgern zu erziehen. Es sind nur Bauernkinder, die Sie erziehen sollen; aber sie sind doch viel werth. Der Bauernstand ist einer der nützlichsten Stände, da er die übrigen ernähret, und wenn die Bauern aufgeklärt werden, so herrscht Ueberfluß im ganzen Lande.

Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in Ihrem neuen Amte mit recht vielem Segen arbeiten mögen. Dieser wird Ihnen gewiß nicht fehlen, wenn Sie immer freudig, im Vertrauen auf Gott, Ihre Geschäfte verrichten und über dieselben recht nachdenken.

Man hat zeither immer gesagt, das Schulamt wäre ein sehr schweres Amt, und es mag

auch in vielen Fällen wahr seyn. Wenn ich aber bisweilen gesehen habe, wie manche Herren Schullehrer ihr Amt führten, so habe ich oft gefunden, daß sie es sich selbst schwer machten.

Ich halte es also für Pflicht, Sie auf die Fehler aufmerksam zu machen, wodurch sich die Schullehrer oft ihr Amt erschweren.

Der erste Fehler, den sie begehen, ist dieser, daß sie die Schuld, warum ihre Kinder nichts lernen, in der Dummheit der Kinder suchen. Nun ists wahr, daß nicht alle Kinder gleiche Fähigkeiten haben. Wahr ist es auch, daß gewöhnlich in einer Schule einer oder der andere sich befindet, der wirklich dumm ist; aber gewöhnlich liegt doch die Schuld, warum die Kinder nichts lernen, an dem Lehrer, so wie die Schuld, daß mancher Leute Aecker nichts tragen, an ihnen selbst, aber nicht geradezu an den Aeckern liegt.

Ich gebe Ihnen also den guten, wohlgemeinten Rath, daß Sie, so oft die Kinder nicht so lernen, wie Sie wünschen, die Schuld davon nicht den Kindern, sondern sich selbst beymessen, und überlegen, wo Sie gefehlet haben, und wie Sie es künftig besser machen können. So oft Sie eine Lehrstunde anfangen, muß Ihre erste Sorge seyn, den Kindern Lust zum Lernen beyzubringen. So wenig das Essen etwas nützt, das man ohne Appetit genießt, so wenig nützt eine Lehrstunde, der man ohne Lust beywohnt. Wenn man mit verdrüßlicher Miene in die Schule kommt, und den

Unter-

Unterricht etwa folgendermaßen anfängt:] Kinder! setzt euch und seyd ruhig; der erste, der Unruhe anfängt, bekommt Schläge; kann dieß wohl den Kindern Lust zum Lernen machen?

Ein vernünftiger Schullehrer fängt seinen Unterricht etwa mit folgender Anrede an: Lieben Kinder! heute habe ich euch wieder viel Gutes zu sagen; wenn ihr aufmerksam seyd, so werdet ihr viel Nützliches lernen. Seyd fein ruhig, damit ich nicht verdrüßlich werde, und euch etwa was Unangenehmes sage, der aufmerksamste soll einen besondern Beweis meiner Liebe bekommen.

Während des Vortrages muß man nie vergessen, daß man zu Kindern spreche, und sich daher in Acht nehmen, daß man nicht zu ernsthaft werde, sondern immer durch einen Scherz, durch eine Abänderung des Vortrags u. dgl. die Kinder wieder munter zu machen suchen. Ein Lehrer, der die Kunst versteht, seinen Schülern Lust zum Lernen beyzubringen, wird gewiß immer mit Vergnügen unterrichten, und nicht leicht darüber klagen, daß ihm die Schularbeit zu sauer werde.

Der zweyte Fehler, den die Schullehrer oft begehen, ist dieser: daß sie die Schuld von dem Ungehorsame der Kinder geradezu ihnen, und nicht auch sich selbst beymessen. Dadurch muß ihnen ihr Amt nothwendig beschwerlich werden. Wie ist es denn möglich, daß ein Lehrer mit Vergnügen in der Schule arbeiten kann, der seine Schüler

ler für eine Rotte Bösewichter hält? Lieber Herr Cantor! glauben Sie mir, als einem Manne, der viele Kinder erzogen hat, die Kinder sind von Natur keine Bösewichter, der Schöpfer hat sie gut gemacht. Vieles, was den Anschein von Ungehorsam, Starrsinn und Bosheit hat, ist, wenn man es genauer untersucht, weiter nichts, als Muthwille und Flatterhaftigkeit, die der Jugend eigen sind, und worüber sich ein vernünftiger Lehrer nie ärgert. Wenn sie aber wirklich ungehorsam und boshaft sind, so muß man die Ursache davon immer in der Art suchen, wie sie von den Erwachsenen behandelt werden. Daß die Kinder oft verdorben in die Schule gebracht werden, daß es alsdann dem Lehrer sehr schwer fällt, solche Kinder zur Folgsamkeit zu bringen, daß diese durch ihre Halsstarrigkeit oft machen, daß er sein Amt mit Seufzen thut, und nicht mit Freuden, das ist bekannt. Aber — gar vielmal sind die Lehrer selbst daran Ursache, wenn die Kinder ungehorsam und halsstarrig sind. Wenn die Befehle, die sie geben, unüberlegt sind, so sträubt sich die menschliche Natur dagegen, und der Mensch, er mag groß oder klein, alt oder jung seyn, weigert sich, albernen Befehlen zu gehorchen. Daher kommt oft der Ungehorsam. So befahl einmal ein Schullehrer, die Kinder sollten, wenn sie aus der Schule giengen, niemals laufen, sondern fein sachte gehen. Was geschah? Die Kinder giengen sachte, so lange sie in der Gasse wären, welche der Lehrer übersehen konnte; sobald

bald sie aber um die Ecke waren, sprangen sie wie die Pferde, die den Zaum zerrissen haben. Der gute Lehrer erfuhr es wieder, ärgerte sich, und prügelte die Kinder der Reihe nach durch. Dieß erbitterte die Kinder, sie wurden dem Lehrer gram, sprangen nach wie vor, und machten dem Lehrer recht vorsetzlich Verdruß.

Darüber ärgerte sich der gute Mann erstaunlich, bekam ein Gallenfieber, und wäre bald gestorben. Er erzählte es mir, und sagte, daß in seinem Dorfe eine recht gottlose, teuflische Brut von Kindern wäre, und bedachte nicht, daß er selbst, in den besten Absichten, sie verderbt hatte.

Springen und Laufen ist den Kindern natürlich, es ihnen geradezu verbieten, ist unnatürlich. Die Natur der Kinder empört sich dagegen. Ferner war dieß unbedachtsam, daß der Schullehrer einen Befehl gab, über den er nicht halten konnte. Es war ja nicht möglich, daß er den Kindern nachgehen und sehen konnte, wie sie seinem Befehle nachkamen. Und drittens fehlte der gute Mann darinn, daß er die Kinder prügelte, deßwegen, daß sie gethan hatten, was eigentlich gar nichts Unrechtes war. Das sicherste Mittel, einen Menschen verstockt und boshaft zu machen, ist — daß man ihm Unrecht thut.

Lieber Herr Cantor! der Mensch hat eine natürliche Abneigung gegen alle Befehle und Vorschrif-

schriften. Da aber doch die Ordnung erfordert, daß er Befehle annehmen und befolgen muß, so muß man seine Befehle und Vorschriften immer so einrichten, daß der, dem sie gegeben werden, erst von ihrer Güte überzeugt wird, und glaubt, als wenn er sie freywillig befolge.

Wir müssen einen Unterschied machen zwischen Befehlen, die für den gegenwärtigen Augenblick gegeben werden, und zwischen solchen, die auf eine lange Zeit gelten sollen. Beyden muß man alles Rauhe zu benehmen suchen. Ein kluger Schulmann kann seine Befehle, für den gegenwärtigen Augenblick, gewöhnlich so einrichten, daß sie gar nicht wie Befehle, sondern wie eine Frage klingen. Er will z. Ex. daß ein Buch oder so etwas weggetragen werden soll: so kann er geradezu sagen: du Stephan, oder Heinrich, trage dieß Buch, da oder dorthin; und es ist gut, wenn dieß auch bisweilen geschieht. Gewöhnlich aber pflegt er zu sagen: Kinder! wer will mir denn dieß Buch wegtragen? Da ruft denn gemeiniglich die ganze Schule: ich! und er giebt es dem, der sich bisher am besten betrug, zum Beweise seiner Zufriedenheit. Dieser springt dann vor Freuden, und vollzieht den Befehl weit freudiger, als wenn ihm so ganz trocken wäre gesagt worden: trage das Buch weg!

Giebt er Verordnungen, die auf einige Zeit gültig seyn sollen: so hütet er sich sehr, geradezu zu befehlen, er sucht vielmehr erst die Kinder zu

über-

überzeugen, daß die Liebe zu ihnen diese Verordnung nothwendig mache. Ich will Ihnen dieß mit einem Exempel erläutern. Gesetzt, ein Lehrer wollte die Verordnung machen, daß die Kinder, so oft er in die Schule träte, vor ihm aufstehen, und ihm ein Compliment machen sollten, so könnte er dieß auf zweyerley Art thun, entweder daß er sagte: „Kinder, ich befehle euch hiermit, daß ihr hinführo allemal, so oft ich in die Schule trete, vor mir aufstehet, und ein Compliment macht; richtet euch darnach, ich sage es euch! ihr müßt wissen, daß ich euer Lehrer bin, und daß ihr meine Schüler seyd." Was meynen Sie, lieber Herr Cantor! was dieser Befehl wirken wird? Ganz gewiß Abneigung gegen den Lehrer. Die Kinder werden ihn für einen hochmüthigen Mann halten, der diesen Befehl nur gebe, um desto mehr Ehre zu haben.

Es könnte dieses aber auch auf folgende Art geschehen: Der Lehrer hielte einmal eine freundliche Anrede an die Kinder und sagte etwa folgendes: „Lieben Kinder! ich wünsche herzlich, daß alle Leute von euch eine recht gute Meynung haben sollen. Ich möchte so gern, daß meine lieben Schüler den Ruhm hätten, daß sie die besten und artigsten in der ganzen Gegend wären. Ihr wünscht es gewiß auch. Wie wäre es also, wenn wir uns mit einander in der Höflichkeit übten? Wenn ich hereinkomme, wünsche ich euch einen guten Morgen, oder einen guten Tag, und ihr seyd dann so höflich und steht auf, und macht

mir

mir ein Compliment. Um meinetwillen habt ihr das nicht nöthig. Ich bleibe, wer ich bin, ihr möget aufstehen, oder sitzen bleiben; es geschieht dieß bloß um euretwillen. Wenn ihr euch gewöhnt, gegen mich höflich zu seyn, so seyd ihr es auch gewiß gegen andere, und dieß wird euch bey ihnen beliebt machen, und euch Ehre bringen.„ Ists nicht wahr, diese Verordnung werden die Kinder mit Vergnügen befolgen?

So muß es mit allen Verordnungen seyn. Nie darf man eine geben, ohne die Kinder erst zu überzeugen, daß sie ihr Bestes zur Absicht habe. Wenn diese Ueberzeugung erst da ist, dann erfolgt der Gehorsam von sich selbst.

Nur muß man sich hüten, daß man nicht zu Unwahrheiten seine Zuflucht nehme, und den Kindern etwas glaubhaft zu machen sucht, das nicht wahr ist.

Wenn z. Ex. ein Lehrer die Schüler dadurch bewegen wollte, daß sie in der Schule stille wären, daß er ihnen mit Gottes Strafen drohete, und ihnen seinen Zorn und seine Strafen recht fürchterlich beschriebe, so spräche er nicht die Wahrheit. Wie kann man doch von dem Allgütigen glauben, daß er, wie ein böser Schulmeister, sich über den jugendlichen Muthwillen entrüste, und deßwegen schwere Strafen verhänge! Ein vernünftiger Schullehrer hat immer wahre Gründe genug, wodurch er seine Schüler von der Güte seiner Verordnungen überzeugen kann.

Gesetzt, er wollte die Verordnung machen, daß die

die Kinder während des Unterrichts nicht plaudern sollten, so würde er es folgendermaßen anfangen. Kinder! würde er sagen, wißt ihr denn, warum ihr in die Schule geht?

Ganz gewiß würden die Kinder antworten: daß wir etwas lernen wollen.

Nun, würde ein guter Lehrer fortfahren: so dürft ihr auch in der Schule nicht plaudern. Denn wer plaudert, der hört nicht zu, und wenn er nicht zuhört, so kann er auch das nicht lernen, was gesagt worden ist. Und das habt ihr auch wohl gern, daß ich immer freundlich bin, und bisweilen ein Spåschen mache. Das ist euch auch wohl lieber, als wenn ich ungeduldig werde, und euch harte Worte sage. Nun wenn ihr das wollt, so dürft ihr ja nicht plaudern: denn dieß macht mich verdrüßlich uud ungeduldig. Wenn ich aber immer stille und freundliche Schüler vor mir habe, so bin ich vergnügt und freundlich. Wenn wir also in der Schule etwas lernen und vergnügt bey einander seyn wollen, so müssen wir nicht plaudern, sondern wir müssen stille und ruhig seyn. Ich habe euch lieb, Kinder! das wißt ihr; deswegen muß ich die Verordnung machen: daß hinführo, wenn ich Unterricht ertheile, nicht geplaudert werde. Wer dem ohngeachtet plaudert, der stört unsere Freude, er verdient ausgeschlossen zu werden, und verdient allein auf jenem Bänkchen zu sitzen.

Kurz! das Geschäfte des Schullehrers ist nicht sowohl Befehlen und Verordnungen zu machen, als — die Kinder zu überzeugen, daß sie dieß und jenes um ihres eignen Besten willen unterlassen müssen.

Diese Erziehungsart ist dem Sinne Jesu recht gemäß, welcher nicht durch Furcht und Drohungen, sondern durch Ueberzeugung und Liebe die Menschen dahin zu bringen suchte, daß sie sich nach seinem Willen richteten. Zu Moses Zeiten mochte es angehen, daß man den Menschen immer sagte: du sollst dieß thun, du sollst jenes lassen, und durch die schrecklichsten Drohungen die Menschen zur Befolgung dieser Gesetze zu bringen suchte: denn damals waren die Menschen noch nicht hinlänglich aufgeklärt; allein seitdem Jesus, der große Aufklärer, die Menschen belehret, und sie vom Gesetze erlöset hat, schickt sich diese Methode gar nicht mehr, am wenigsten für diejenigen, die dazu berufen sind, das Evangelium oder die liebevolle Lehre Jesu den Menschen zu verkündigen.

Am wenigsten schickt sich das beständige Befehlen und Verordnen für die gegenwärtigen Zeiten, in welchen wir leben, wo jedermann für Freyheit spricht, wo man über jedes harte Gesetz laut schreyet. Wie? sind denn die Kinder nicht so gut Menschen, als wir? Sind wir denn ihnen nicht eben die Schonung schuldig, die wir von andern verlangen?

Noch eines muß ich Ihnen sagen, lieber Herr Cantor! es betrift die Strafen. Strafe muß seyn! pflegt man zu sagen, und es ist freylich wahr. Da die Kinder noch viel zu leichtfertig sind, als daß sie die traurigen Folgen, die künftig einmal Unfleiß, Unordnung, Unfolgsamkeit, Unredlichkeit, überhaupt jede Unart, für sie haben werden, sich vorstellen, und sich dadurch zur Besserung leiten lassen sollten: so muß man ihnen durch Strafen davon einen Vorschmack geben. Aber, lieber Herr Cantor! zu dem Bestrafen der Kinder, wenn es gute Wirkung thun soll, gehöret viel viel Klugheit.

Die Hauptregel bey der Bestrafung ist diese: daß man so strafe, daß die Kinder darüber nicht böse werden, daß sie, nach erduldeter Strafe, ihren Lehrer nicht nur nicht weniger, sondern vielleicht noch mehr lieben, als zuvor. Wer durch Strafen die Kinder erbittert, gesetzt auch, daß er sie dadurch von ihren Fehlern abbrächte, stiftet bey ihnen mehr Schaden als Nutzen; er kommt mir vor, wie ein Arzt, der seinem Patienten so starke Vomitive giebt, daß zwar dadurch der Magen von aller Unreinigkeit befreyet, aber die Adern auch zersprengt werden, so, daß er in der Folge Blut auswirft.

Ich will es Ihnen sagen, lieber Herr Cantor, wie man strafen muß, daß die Kinder darüber nicht böse werden.

1. Muß man sich hüten, daß man nicht willkührlich strafe, nicht gleich die erste die

beste Strafe den Kindern zuerkenne, die der Zorn und die üble Laune eingiebt. Willkührliche Strafen erbittern allemal.

Wenn Sie es mir nicht glauben wollen, lieber Herr Cantor! so stellen Sie sich vor, daß Sie in einem Lande lebten, wo willkührliche Strafen gewöhnlich wären; wo man Sie, wenn Sie diesen oder jenen obrigkeitlichen Befehl nicht pünktlich befolgt hätten, sogleich auf ein halbes Jahr vom Amte suspendirte, oder ihnen eine Geldstrafe von 30 bis 40 Gulden zuerkennte: was würden Sie dazu sagen? Würden Sie nicht über Ungerechtigkeit und Despotismus schreyen? Und die Kinder, lieber Herr Cantor, haben ein eben so feines, oft ein noch weit feineres Gefühl, als wir. Sie fühlen es tief, tief, tief fühlen sie es, wenn sie jeden Zorn, jede üble Laune des Lehrers entgelten müssen. Laut dürfen sie darüber freylich nicht schreyen, aber — sie thun etwas, das noch weit schlimmer ist, sie klagen einander ihr Leid, bedauern einander, und vereinigen sich gegen den Lehrer. Wenn Sie von Schulen hören, wo die Lehrer vorsetzlich von den Schülern gekränkt werden, so erkundigen Sie sich nur, wie man dort die Kinder behandelt, und Sie werden gewiß finden, daß in solchen Schulen willkührliche Strafen gewöhnlich sind. Sie klagen es ferner ihren Eltern. Diese werden dadurch auch aufgebracht, lassen im Zorn manches heftige Wort gegen den Lehrer fahren, und so sinkt sein Ansehen bey den Kindern immer mehr.

2. Wenn

2. Wenn die Kinder über die Strafen nicht böse werden sollen: so muß man es so weit zu bringen suchen, daß für jede Art von Unart, z. E. Unfolgsamkeit, Unfleiß, Plaudern, u. d. gl. eine gewisse Strafe festgesetzt wird. Bey der Festsetzung muß man auch nicht geradezu verfahren, sonst werden die Strafen wieder willkührlich; sondern man muß mit den Kindern gleichsam zu Rathe gehen. In diesem Falle würde ein vernünftiger Lehrer, wenn er z. E. es abbringen wollte, daß kein Kind das andere schlüge, folgendermaßen anfangen. Er hält an seine Kinder eine herzliche Anrede. Kinder! sagt er, ich habe euch alle herzlich lieb, das wißt ihr. Ihr seyd mir von euren lieben Eltern anvertrauet worden, das ist euch bekannt. Nun stellt euch einmal vor, was für ein schrecklicher Anblick es für mich seyn würde, wenn einmal eines von euch das Unglück hätte, daß ihm ein Auge ausgeschlagen, oder die Nase zerschlagen, oder ihm ein Loch in den Kopf geworfen würde. Ein solches Unglück muß ich zu verhüten suchen, wenn ich euer Freund seyn, wenn ich das Zutrauen eurer lieben Eltern ferner verdienen will. Ich darf es also nicht dulden, daß ein Kind das andere schlägt oder wirft. Oder glaubt ihr vielleicht, daß ihr euch besser dabey befinden würdet, wenn ihr einander schlagen, stoßen, raufen dürftet? Antwortet, Kinder, aufrichtig!

Die Kinder antworten gewiß einstimmig nein!

So seht ihr, daß derjenige bestraft werden muß, der den andern stößt oder wirft. Ich setze also hiermit fest, daß jeder, der den andern schlägt, stößt oder wirft, eine ganze Woche lang in der Stunde, in welcher es geschehen ist, nicht sitzen, sondern vor dem Tische stehen soll. Seyd ihr denn damit zufrieden? Die Kinder werden gewiß antworten: ja! Gesetzt aber, daß nun auch ein unruhiger Kopf antwortete: nein! so könnte er bald eines bessern belehrt werden, wenn man ihm sagte: Gut! wenn du dieß nicht zufrieden bist, so soll dann jeder die Erlaubniß haben, dich zu schlagen, zu stoßen und zu werfen. Willst du das wohl? Er wird antworten: nein, und der Lehrer kann erwiedern: nun so mußt du auch zugestehen, daß diese Strafe billig sey.

Wenn nun die Schüler in eine gewisse Strafe eingewilligt haben: so kann man sie vollziehen, so oft es nöthig ist, man braucht sie nur an ihre Einwilligung zu erinnern, und sie werden darüber gewiß nicht böse werden.

Freylich weiß ich wohl, daß unerfahrne Schullehrer gegen meinen Rath einwenden werden: man dürfe den Kindern nicht zu viel einräumen, man müsse sich bey ihnen in Autorität setzen; allein das beste Mittel, sich bey Kindern in Autorität zu setzen, und ihnen nicht zu viel einzuräumen, ist zuverläßig dieses, daß man sie mit Vernunft behandelt, und ihnen nicht eher eine Strafe zuerkennet, bis man sie überzeugt

zeugt hat, daß sie dieselbe verdient haben. Ich habe Lehrer gekannt, die ihre Schulkinder braun und blau prügelten, um gewisse Absichten zu erreichen, und wieder andere, die ihre Schulkinder nach dieser Methode behandelten, und mit ein paar Worten sogleich erreichten, was die andern mit allen ihren Prügeln nie, nie, nie erreichen konnten. Wer Menschen regieren will, lieber Herr Cantor, er sey Kaiser, König oder Cantor, der muß durch Ueberzeugung sie zu regieren wissen.

Noch eines muß ich Ihnen sagen, lieber Herr Cantor! Es betrift die Strafmittel. Das gewöhnliche Strafmittel in der Schule ist, wie Sie wissen, der Stock. Dieß ist ein sehr hartes Mittel, dessen sich gewöhnlich niemand bedienen sollte, als diejenigen, die Hunde oder Pferde erziehen. Ein Menschenerzieher muß darnach streben, immer mehr Herr über seinen Zorn zu werden, und eben deswegen muß er es zu vermeiden suchen, daß er die Kinder nicht schlage. Denn, wenn man auf sich selbst Achtung giebt: so wird man finden, daß man durch Schläge den Zorn noch mehr reitzt. Wenn der erste Schlag geschehen ist: so kocht das Blut noch heftiger, es folgen gewiß noch zehn andere Schläge, die immer stärker ausfallen. Ist die Prügeley zu Ende, und das Blut abgekühlet: so sieht man gewöhnlich ein, daß man zu hitzig gewesen sey, und dem Kinde zu wehe gethan habe; man will die Sache wieder gut machen, übersieht ihm manchen Fehler, und vergiebt dadurch seinem eignen Ansehen sehr

 vieles.

vieles. Ferner werden die Kinder dadurch erbittert, bekommen gegen den Schläger Abneigung, und verschließen ihm ihr Herz.

Ich weiß es gar wohl, daß, so lange die Kinder noch in der Eltern Hause geschlagen werden, sie sich auch schwerlich ohne Schläge in der Schule ziehen lassen. Sie sind, wie man zu sagen pflegt, stöckisch geworden, achten Vorstellungen, freundschaftliche Worte und Verweise wenig, und folgen nur erst dann dem Willen ihrer Vorgesetzten, wenn dieser durch einige Hiebe ihnen seine Stärke hat fühlen lassen. Unterdessen muß doch ein guter Schulmann darnach streben, daß er die Schläge nach und nach aus seiner Schule wegschaffe. Es ist dieß zwar schwer, aber doch möglich, und ich habe selbst zwey Schullehrer gekannt, die sie ganz abgeschafft hatten.

Dazu gehört aber ein recht guter Verstand, eine recht heitere ruhige Seele, die sich durch kleine unangenehme Vorfälle nicht leicht in Hitze bringen läßt.

Als ich den einen Schullehrer fragte: wie er es denn nur möglich gemacht habe, daß die Kinder ihm ohne Schläge gehorchten: so lächelte er, und sagte: ich suche meine Schüler durch mein ganzes Betragen zu überzeugen, daß ich es gut mit ihnen meyne, und zeige ihnen durch Exempel und Gleichnisse, daß es ihr eigner Schade sey, wenn sie mir nicht gehorchen. Ferner mache ich zu einer Belohnung, daß der gefälligste,

ligste, der folgsamste, der fleißigste, in den Lehrstunden den andern vorgezogen wird; ich frage ihn am mehresten, ich erlaube ihm seinen Aufsatz öffentlich vorlesen zu dürfen, ich lasse ihn an die Tafel schreiben, was angeschrieben werden muß. Dadurch bringe ich Eifer in die Kinder, daß jeder gern sich auszeichnen, jeder gern vorgezogen seyn will. Wenn denn einer bisweilen eine Strafe verwirkt hat: so setze ich ihn in der Lehrstunde zurück, ich frage ihn nicht, ich lasse ihn nichts vorlesen, ich thue, als wenn er nicht zugegen wäre. Dieß thut den Kindern gemeiniglich so wehe, daß die Gestraften heiße Thränen vergießen; und findet sich ja bisweilen einer, der durch solche gelinde Mittel sich nicht wollte ziehen lassen: so muß ich ihn freylich schlagen; ich mache aber zu der Execution eine so lange Vorbereitung, die ihm empfindlicher ist, als die Schläge selbst. Ich schlage ihn nicht in dem Augenblicke, da er die Strafe verdient hat; sondern verschiebe es bis zum folgenden, oder bis auf den dritten Tag. Davon habe ich zweyerley Vortheile; erstlich kühlt sich unterdessen mein Blut ab, und ich bekomme Ruhe zu überlegen, wie ich die Sache recht klug anfangen will; hernach fühlt auch der kleine Delinquent die Strafe zehnfach, nicht nur auf dem Rücken, sondern auch durch beständiges Andenken an dieselbe.

Kommt nun der Tag der Strafe, so halte ich gleich nach dem Morgengebete eine wehemüthige Anrede an sämmtliche Kinder, und sage

 ihnen

ihnen, daß ich heute einen sehr traurigen Tag hätte, indem ich durch die Unfolgsamkeit eines meiner lieben Schüler in die Nothwendigkeit wäre versetzt worden, ihn zu schlagen. Da fließen schon viele Thränen, nicht nur von dem, der gezüchtiget werden soll, sondern auch von seinen Mitschülern. Nach Endigung dieses Vortrags lasse ich die Kinder sich niedersetzen, und fange meine Lection an. Erst wenn die Schule geendigt ist, lasse ich den kleinen Sünder hervortreten, kündige ihm sein Urtheil an, und frage ihn, ob er wisse, womit er es verdient habe? Hat er dieses gehörig beantwortet: so zähle ich ihm, in Gegenwart sämmtlicher Schulkinder, seine Schläge zu, wende mich dann an die Zuschauer, und sage, wie ich herzlich wünsche, daß dieß das letztemal gewesen seyn möge, da ich genöthigt gewesen wäre, ein Kind zu schlagen.

So ohngefähr, lieber Herr Cantor! müssen Sie die Kinder behandeln. Dann wird Ihnen aber Ihr Amt auch nicht lästig seyn; Sie werden es mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen, Sie werden sich freuen, wenn die Schulstunden angehen; Ihre Schüler werden Sie wie ihren Vater lieben; Sie werden die große Freude haben zu sehen, daß Ihre Schüler immer mehr lernen, immer geschickter und verständiger werden. Und was für eine Freude wird es für Sie seyn, wenn Sie einst ihre Schüler entlassen, wenn diese nun rechtschaffne, fleißige, glückliche Nachbaren werden; wenn Sie sich als den Mann ansehen können,

der das ganze Dorf, durch Verbesserung seiner Schule, umgeschaffen hat. So glücklich können Sie werden, wenn Sie nur ernstlich wollen.

Nachdem diese Rede geendigt war, wurde der Herr Cantor den Kindern vorgestellt, sie wurden zur Folgsamkeit gegen ihn, zum Fleiße und zur Aufmerksamkeit ermahnet, und jedes mußte dem neuen Herrn Cantor die Hand darauf geben, daß es diese Ermahnung befolgen wollte.

Dreyßigstes Kapitel.

Wie der Herr Cantor Lindenbaum sein Amt angetreten hat.

Die folgende Woche fieng der Herr Cantor seinen Unterricht an, und machte seine Sachen so gut, daß jedermann seine Freude daran hatte.

Gleich in der ersten Lehrstunde redete er seine Schüler folgendermassen an: „Lieben Kinder, ich bin zu euch gerufen worden, daß ich euch zu vernünftigen und guten Menschen erziehen soll. Das will ich nun gern thun. Damit ists aber noch nicht ausgerichtet. Sehet, lieben Kinder, zu einer guten Erziehung gehöret zweyerley, erstlich eine Person, die erziehet, zweytens Personen, die sich erziehen lassen. Ich will mir Mühe geben, euch gut zu erziehen; wollt ihr euch denn aber auch erziehen lassen?„

Ja! ja! riefen alle.

„Nun

„Nun, das ist mir lieb, antwortete der Herr Cantor. Wenn ihr euch nun wollt erziehen lassen: so müßt ihr mir auch folgen, thun, was ich haben will. Ich will euch auch sagen, warum — deswegen, weil ich weiß, was euch gut und was euch nicht gut ist. Immer habe ich das nicht gewußt, denn sonst war ich eben so ein Kind, wie ihr jetzo seyd. Da erinnere ich mich nun noch, wie unverständig ich damals war, wie wenig ich wußte, wie ich nicht begreifen konnte, wozu das Lernen und das Stillsitzen in der Schule nütze, und was es schade, wenn man mit ungewaschenen Händen in die Schule komme. Da hatte ich aber einen verständigen Vater und einen verständigen Lehrer. Diese machten mir dieß alles begreiflich, und ich danke ihnen jetzo noch dafür. Auch ihr werdet mir es einst danken, lieben Kinder, wenn ihr älter und verständiger seyd, das weiß ich ganz gewiß.

Gewöhnlich werden die Kinder mit Schlägen gezogen. Ich muß euch aber sagen, lieben Kinder! daß ich kein Freund von Schlägen bin, und daß ich die Kinder lieber mit Liebe erziehe. Wenn ihr es zufrieden wäret: so wollte ich die Schläge lieber gar weglassen, und euch mit Liebe erziehen. Seyd ihr es zufrieden?“

Ja! ja! riefen alle.

„Das ist wohl ganz gut, daß ihr so rufet, ich muß aber auch wissen, daß dieß euer aller Wille sey. Vielleicht steckt doch einer oder der andere unter euch, der ein Freund von Schlägen

ist,

ist, und dieß muß ich doch wissen. Jetzo stehet alle auf. Wer nun mit Schlägen will gezogen seyn, der bleibe stehen, wer aber mit Liebe sich will ziehen lassen, der setze sich nieder."

Sie setzten sich alle nieder, und wollten fast vor Lachen bersten, daß niemand stehen blieb.

Nun fuhr der Herr Cantor fort: „ich sehe wohl, daß wir uns recht gut zusammen schicken; ich schlage nicht gerne, und ihr laßt euch nicht gern schlagen. Wenn wir erst einander besser kennen lernen, so werden wir wohl finden, daß wir uns in mehrern Stücken gut zusammen schicken. Ihr wollt z. E. keinen bösen Lehrer, und ich bin kein böser Lehrer; ihr seyd gerne vergnügt, und ich will, daß ihr immer vergnügt seyn sollt.

Um nun aber wieder auf die Schläge zu kommen: so habt ihr mir zwar gesagt, daß ihr euch lieber mit Liebe, als mit Schlägen wollt ziehen lassen. Es könnte aber auch seyn, daß es eines und das andere gereuete, daß es sich nicht mehr mit Liebe wollte ziehen lassen, und mir dadurch zu verstehen gäbe, daß ich ihn schlagen sollte. Dieser soll nun seinen Willen auch haben; denn ich bin meinen Schülern in so vielen Stücken zu Willen, als es möglich ist. Ich will daher diesen Stock, der vor der Hand überflüssig zu seyn scheint, noch nicht zerbrechen; sondern ihn hier an diesen Nagel hängen, für diejenigen, die sich nicht mehr mit Liebe wollen ziehen lassen.

Damit ich diese aber nicht mit andern verwechsele, so ist es wohl nöthig, daß ich sie von andern absondere, und sie besonders setze. Hier dieß Bänkchen soll für sie bestimmt seyn. Seyd ihr dieß zufrieden?"

Ja! riefen wieder alle.

Nun gut, fuhr der Herr Cantor fort, und damit wir es nicht vergessen: so will ich gleich mit Kreide über das Bänkchen schreiben:

Für Zöglinge des Stocks.

Die Kinder flüsterten einander in die Ohren, willst du auf dieß Bänkchen? und jeder antwortete: nein! nein! mag nicht auf dieß Bänkchen.

Durch diese Behandlung brachte es der Herr Cantor Lindenbaum so weit, daß die Schläge fast ganz abgeschafft wurden. Führte sich ja ein Kind bisweilen so schlecht auf, daß er es schlagen mußte: so machte dieß ein solches Aufsehen im Dorfe, daß man eine Woche lang davon sprach.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Conrad wird zur Schule geschickt, und was er da gelernet hat.

Der Herr Pfarrer rieth mir nun, daß ich meinen Conrad auch in die Schule schicken sollte. Ehe dieß aber geschahe, mußte ich ihn darauf vorbereiten. Viele Eltern, sagte er, schicken ihre Kinder in die Schule ohne alle Vorbereitung,

wie

wie die Bauern ihre Kälber auf die Weide. Wenn sie nun hineinkommen, so trifft es sich wohl gerade, daß eine Execution vorfällt, und ein Paar Kinder durchgeprügelt werden. Was wird das Kind davon denken? Es wird glauben, es werde deswegen zur Schule geschickt, daß es solle geschlagen werden, und wird dagegen einen Widerwillen bekommen. Und wenn ein Kind mit Widerwillen zur Schule geht, was kann dabey Kluges herauskommen?

Ich fieng daher die Zubereitung an, so wie mich der Herr Pfarrer gelehrt hatte. Da ich einmal vom Felde nach Hause kam, hüpfte mir Conrad entgegen, und brachte mir einen Teller voll Kirschen, die ihm seine Mutter für mich gegeben hatte. Denn das hatten wir unter einander ausgemacht, daß, wenn eines von uns jemanden etwas geben oder schenken wollte, das ihm Freude machte, dieß allemal durch Conraden geschehen mußte, damit er sich nach und nach dazu gewöhnete, gegen andere Leute gefällig zu seyn, und ihnen Freude zu machen.

Ich lächelte, da er sie mir brachte, und gab ihm dafür einen herzlichen Kuß!

Vater! sagte er darauf, willst du mir nicht etwas erzählen?

Diese Gelegenheit benutzte ich, meine Vorbereitung anzufangen.

So setze dich neben mich, sagte ich, ich will dir etwas recht artiges erzählen.

Es

„Es wohnten einmal in einem Dorfe zwey Brüder, der eine hieß Michel, der andere Bernhard. Es waren Brüder, sie sahen einander aber gar nicht ähnlich. Michel hatte eine gerade Nase, und Bernhard eine krumme Nase. Michel hatte weisse und Bernhard schwarze Haare. Michel ließ seine Kinder den ganzen Tag herum laufen. Bernhard schickte seine Kinder fleissig in die Schule; Michels Kinder, weil sie gar niemanden bey sich hatten, der sie unterrichtete, wurden böse Menschen; wenn sie jemanden necken konnten, so thaten sie es; alle Vogelnester nahmen sie aus, stiegen in die Gärten, wo es reifes Obst gab, und stahlen es; hatte ihnen jemand etwas zu Leide gethan: so schlugen sie ihm des Nachts die Fenster ein. Deswegen wurden ihnen alle Leute gram, und, wenn irgendwo im Dorfe ein Schade war angerichtet worden: so sagten alle Nachbaren: dieß haben gewiß Michels Kinder gethan. Dabey lernten sie gar nichts. Der älteste Sohn, Melchior hieß er, hatte schon einen Bart, und konnte weder schreiben noch lesen, vom Rechnen verstand er gar nichts.

Ganz andere Leute waren Bernhards Kinder. Da sie fleissig in die Schule giengen: so hörten sie da viel Gutes, und wurden auch gut. Jeden, der ihnen begegnete, grüßten sie, und wenn sie jemanden einen Gefallen thun konnten, so thaten sie es. Deswegen hatten alle Leute sie lieb, und sagten: das sind doch recht artige Kinder! Dabey lernten sie auch etwas

was, sie lernten schreiben, rechnen und andere nützliche Sachen mehr.

Nach einiger Zeit starben beyde Brüder. Da Bernhard merkte, daß er sterben würde, ließ er die Kinder um sein Bette kommen, und sagte: lieben Kinder! ich werde euch nun bald verlassen müssen, weil mich der liebe Gott zu sich ruft. Ich hoffe aber doch, daß es euch wohl gehen soll. Ich habe euch fleissig zur Schule angehalten, da habt ihr gute Lehren bekommen, habt Lesen, Schreiben und Rechnen und andere nützliche Dinge gelernt. — Da, denke ich, werdet ihr euch schon selbst helfen können.

Die Kinder weinten, fielen ihrem Vater um den Hals und sagten: tausend Dank, lieber Vater! daß du uns zur Schule angehalten hast; wir wollen gewiß nach den guten Lehren thun, die wir in der Schule bekommen haben.

Michels Kinder wurden alle unglücklich. Ihr Vater hatte ihnen nichts hinterlassen, gelernt hatten sie nichts, arbeiten wollten sie nicht. Da gieng der eine unter die Soldaten und wurde gehängt, weil er gestohlen hatte. Der andere gieng unter eine Räuberbande, und wurde geköpft, und die Tochter legte sich auf das Betteln und erfror einmal in der Christnacht, weil sie zu tief in den Schnee gerathen war.

Ganz anders gieng es Bernhards zweyen Söhnen. Ihr Vater hinterließ ihnen zwar auch wenig Vermögen; aber sie befanden sich doch wohl.

Heinrich kam bey einem Edelmanne in Dienste, und, weil er ehrlich war, und gut schreiben und rechnen konnte, so machte er ihn zu seinem Verwalter, und er wurde bey diesem Amte ein reicher Mann; Franz wurde, da Recruten ausgehoben wurden, unter die Soldaten genommen, hielt sich brav, und, weil er etwas gelernt hatte, so wurde er nach einigen Jahren Major.

Darüber hatte er eine Freude, und dachte, willst einmal deinen Bruder Heinrich besuchen.

Heinrich saß einmal eines Sonntags mit seiner Frau und seinen Kindern bey Tische. Trapp! Trapp! Trapp! da kam jemand über den Hof geritten. Die Kinder fuhren an das Fenster. Vater! sagten sie, da kommt dir ein vornehmer Herr, mit einem Tressenhute.

Der Vater wollte ihm entgegen gehen. Ehe er aber einen andern Rock anzog, war der vornehme Herr schon auf der Stube. Die ganze Tischgesellschaft stund auf und machte ihm ihr Compliment. Heinrich aber fragte, mit wem er die Ehre hätte zu sprechen?

Der vornehme Herr stund ein Paar Minuten still, sahe dem Heinrich lächelnd in die Augen; endlich sagte er: je Bruder Heinrich, kennst du denn deinen Bruder Franz nicht mehr? Und nun fiel er ihm um den Hals, herzte ihn, und Mutter und Kinder freueten sich.

Bru-

Bruder Franz mußte sich sogleich zu Tische setzen und einen Hasenbraten mit verzehren helfen. Die beyden Brüder erzählten nun von den vorigen Zeiten, und wie gut sie es jetzo hätten. Endlich sagte der Herr Major: das alles haben wir doch unserm guten Vater zu danken. Hätte dieser uns so wild aufwachsen lassen, wie es sein Bruder mit seinen Kindern machte, so würde aus uns beyden nichts geworden seyn; da er uns aber fleissig zur Schule angehalten hat, so haben wir etwas gelernt und sind beyde zu Ehren und Brod gekommen.

Conrad hatte dieser Erzählung so aufmerksam zugehört, daß er vergessen hatte, seine Kirschen zu essen.

Da sie zu Ende war, fragte er: Vater! willst du mich denn nicht auch in die Schule gehen lassen?

Das war es nun eigentlich, was ich hören wollte. Wenn du mir versprichst, daß du fein fleissig seyn willst, antwortete ich, so kann dazu Rath werden.

Er versprach es mir.

Ich ließ ihm nun einen neuen Rock machen, kaufte ihm einen neuen Hut, den nächsten Montag ließ ich ein Paar Kuchen backen, bat ein Paar gute Freunde zusammen, und da sie zusammen waren, sagte ich, daß ich nun die Freude hätte, daß mein Conrad ein Schüler werden sollte.

Die Gesellschaft gratulirte mir dazu. Darauf nahm ich ihn bey der Hand, führte ihn in die Schu-

le und hielt an meinen Schwiegervater sowohl, als an den Herrn Cantor, ein kleines Redchen, worinn ich sie bat, sich des kleinen Conrads anzunehmen.

Nun war niemand froher, als Conrad. Wann die Glocke schlug, die zur Schule rief, so konnte ihn niemand mehr aufhalten. Er sprang nach der Schule zu.

Hier lernte er nun fürs erste schreiben und rechnen.

Bey dem Schreiben beobachtete der Herr Cantor den Vortheil, daß er ihm erst die Grundzüge, hernach die leichten, dann die schweren Buchstaben vorschrieb. Da er diese schreiben konnte, schrieb er erst leichte, dann schwere Worte vor. So gieng es immer weiter, bis er ihn dahin brachte, daß er ganze Zeilen schreiben konnte.

Im Rechnen hatte er auch eine besondere Methode, die er in Rekahn gelernt hatte. Ehe er die Kinder noch Zahlen schreiben ließ, lehrte er sie erst zählen. Z. B. erst mit 1. Eins, zwey, drey bis hundert; dann rückwärts von hundert bis eins.

Hierauf mußten sie mit 2 zählen: 1 und 2 ist 3 u. s. w. bis 100. Da sie dieß konnten, mußten sie mit 2 rückwärts zählen von 100 bis 0. 2 von 100 macht 98, 2 von 98 macht 96 u. s. w.

So wurden sie ferner angeführt, mit 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, u. s. w. vor- und rückwärts zu zählen.

Da

Da sie dieß konnten, mußten sie nun die Zahlen schreiben lernen.

Nun gieng eine neue Uebung vor sich. Der Herr Cantor zeigte ihnen einen Pfennig und einen Groschen, und sagte, wie viel Pfennige zu einem Groschen gehörten; darauf fragte er, wie viel Pfennige gehen auf 2 Groschen? wie viel auf 3? wie viele auf 4? wie viele auf 5? u. s. w.

Dann fragte er: wie viel sind 77 Pfennige Groschen? wie viel 107 u. d. gl.

Hatten sie dieß hinlänglich begriffen, so wurden sie geübt, die Groschen zu Thalern, die Thaler zu Groschen; die Groschen zu Gulden und Gülden, und diese wieder zu Groschen zu machen. Nun lehrte er sie die Ducaten, die Louisd'or, die Laubthaler, die Conventionsthaler kennen, machte ihnen den Unterschied zwischen Courant- und Cassengelde begreiflich. Dann fragte er: ein Kaufmann hat zu bezahlen 250 Laubthaler, wie viel macht dieß in Cassen- wie viel in Courantgelde? Ein anderer kauft ein Haus für 211 Louisd'or, wie viel macht dieß in Cassengelde? Wie viel in Courant? Ferner fragte er: wenn ich 213 Rthlr. Courant in Conventionsthalern zahlen soll, wie viel Stücke muß ich haben? Ich bin 911 Rthlr. in Cassengelde schuldig, und soll die Zahlung in Louisd'or leisten; wie viel Stücke muß ich haben?

Eben so lehrte er sie die Gewichte und Gemäße kennen, und exercirte sie so artig, daß sie

auf ein Haar zu sagen wußten, wie viele Pfunde 3266 Lothe ausmachten, und wie viele Lothe in 159 Pf. stäcken. Da sie alle diese Uebungen durchgemacht hatten, so konnten die Kinder rechnen. Sie hatten weder Papier, noch Dinte, noch Federn verbraucht, und konnten doch gut rechnen. Wenn ihnen der Herr Cantor ein Exempel aus der Regel de Tri, die sie in ihrem Leben noch nicht hatten nennen hören, aufgab: so legten sie die Finger an die Nase, oder die Hand an die Stirne, und in wenigen Minuten war es ausgerechnet.

Der Herr Pfarrer war mit diesen Uebungen sehr zufrieden, und versicherte, daß Kinder, die auf diese Art das Rechnen lernten, sich in allen Fällen, wo etwas auszurechnen wäre, selbst zu helfen wüßten; ja sie würden dadurch so gewitzt, daß sie hernach auch andere Sachen, die etwas schwer zu begreifen wären, leicht begreifen könnten. Wenn die Kinder aber bloß gewöhnt würden, vorgeschriebene Exempel zu rechnen, so hätte man oft Fälle, daß sie die Regel de Tri, die Kettenregel und alle mögliche Regeln durchrechneten, und am Ende doch nicht im Stande wären, die leichtesten Aufgaben, die im gemeinen Leben vorkommen, auszurechnen.

Zwey und dreyssigstes Kapitel.

Herr Kirschbaum wird Superintendent und was darauf erfolgt ist.

Kurz darauf starb unser alter Herr Superintendent. Er war ein herzensguter Mann, und ein Freund von vielen Sachen, nur von Neuerungen war er kein Freund. Man lasse es doch bey dem Alten! das war immer sein Sprichwort. Schlug jemand eine Verbesserung vor, so nannte er ihn einen Neuling oder einen Neologen. Er würde es auch nicht zugegeben haben, daß Herr Lindenbaum wäre Cantor geworden, wenn er selbst nicht schon seines Alters wegen sehr schwach gewesen wäre.

An seine Statt wurde Herr Kirschbaum Superintendent. Da er vorgestellt wurde, hielt er eine merkwürdige Rede an die Herren Prediger über die Neuerungen. Zum Beschlusse sagte er: meine Brüder! ich gestehe ihnen, daß ich kein Freund von vielen Neuerungen bin. Man wirft oft das Alte, das gut war, weg, und setzt an dessen Stelle etwas anderes, das zwar neu, aber nicht so gut wie das alte ist. Dieß kann ich nicht billigen. Von Verbesserungen bin ich aber ein großer Freund! Ich werde mir es nicht nur ein Ernst seyn lassen, in meinem Amte, so

viel ich kann, alles besser zu machen; sondern ich werde auch gern jeden von Ihnen unterstützen, der eine wirkliche Verbesserung in Vorschlag bringt.

Dieß merkte sich unser Herr Pfarrer! Nach ein Paar Wochen überreichte er schon dem Herrn Superintendent Kirschbaum einen Vorschlag zur Verbesserung seiner Schule. Der Herr Superintendent nahm ihn an, versprach, daß er ihn prüfen, und ihm nach vierzehn Tagen Antwort sagen wollte.

Als der Herr Pfarrer nach vierzehen Tagen kam, um Antwort zu holen, reichte ihm der Herr Superintendent lächelnd die Hand, umarmte ihn, und sagte: lieber Herr Pfarrer! Sie haben mir mit Ihrem Aufsatze eine wahre Freude gemacht. Was für ein rechtschaffener Mann müssen Sie doch seyn, da Ihnen das Wohl Ihrer Schule so sehr am Herzen liegt! Was für ein glücklicher Mann wäre ich, wenn alle meine untergebenen Herren Prediger so dächten, wie Sie! Was für ein Himmel würde die Erde werden, wenn jeder Mensch sich Mühe gäbe, in seinem Fache alles besser zu machen! Fangen Sie in Gottes Namen an, Ihre Verbesserungen auszuführen, ich will Sie dabey unterstützen, so viel ich kann! Von einem so klugen Manne, wie Sie sind, kann ich schon erwarten, daß er die Verbesserungen mit der gehörigen Klugheit anfangen werde. Verbesserungen dürfen nicht aufgedrungen werden. Gegen alles Aufdringen hat der Mensch einen natürlichen Widerwillen. Wenn man

man den Menschen erst überzeuget hat, daß eine neue Einrichtung eine wirkliche Verbesserung sey, so befördert er sie von selbst.

Der Herr Pfarrer war mit dem Herrn Superintendenten vollkommen einerley Meynung. Als er den nächsten Sonntag seine Predigt geendigt hatte, bat er die Gemeine, daß sie zusammen bliebe, weil er ihr einen wichtigen Vortrag zu thun habe. Er stellte ihr dann vor, wie es seine, als eines evangelischen Lehrers, Schuldigkeit sey, dafür zu sorgen, daß seine liebe Gemeine nicht nur in jener, sondern auch schon in dieser Welt glücklich werde. Er sey daher entschlossen, den bisherigen Unterricht in der Schule ganz zu verbessern, und den Kindern Anweisung zu geben, wie sie künftig glücklicher und vergnügter leben, und sich gegen die Hudeleyen, welchen die guten Bauersleute ausgesetzt wären, sichern könnten. Aber ohne Einwilligung seiner lieben Gemeine würde er keinen Schritt thun; Er wolle ihnen daher zwey Papiere vorlegen, über dem einen stünde: Verbesserung, über dem andern: alte Art des Unterrichts; wer nun die Verbesserung wünschte, sollte seinen Namen auf das erste, und wer sie nicht wünschte, auf das zweyte Papier schreiben. Die Gemeine bestund aus 50 Hausvätern, 48 schrieben ihren Namen auf das erstere, zwey auf das andere Papier.

Der Herr Pfarrer sahe die Papiere an, und sagte: nun lieben Freunde! ich freue mich gar

herzlich darüber, daß doch bey weitem der grössere Theil die Verbesserung wünscht. Ich will sie also in Gottes Namen anfangen, und alles so gut machen, als es mir möglich ist. Ich hoffe, ihr werdet mit mir zufrieden seyn. Was nun diejenigen betrift, die ihre Kinder nach alter Art und Weise wollen unterrichtet wissen: so könnte ich freylich darauf bestehen, daß es nach den mehresten Stimmen gehen, und daß sie also nachgeben müßten. Dieß will ich aber nicht thun. Ich will vielmehr es so einzurichten suchen, daß ihre Kinder nach der alten Art Unterricht erhalten können.

Nun überlegte er die Sache mit meinem Schwiegervater und dem Herrn Cantor Lindenbaum. Sie zuckten die Achseln und sagten: herzlich gern wollten sie dem Herrn zu Willen seyn; da sie aber nach der alten Art wären unterrichtet worden, so wäre es ihnen nicht möglich, nach der neuern zu unterrichten. Mein Schwiegervater, der ein spaßhafter Mann war, sagte: ein Schelm giebt mehr, als er hat. Ich verstehe die Sachen nicht, die die Kinder lernen sollen, und kann sie also ihnen auch nicht lehren.

Der Herr Pfarrer klopfte ihn aber auf die Achseln und sagte: mein lieber Herr Schulmeister! was der Mensch will, das kann er. Wenn Sie und der Herr Cantor nur den ernstlichen Willen zur Verbesserung haben: so wird sich das übrige alles von selbst geben. Ich will ein Paar Wochen an Ihrer Statt den Unterricht erthei-

theilen, und Sie mit den nöthigen Büchern versehen, aus welchen Sie lernen können, was Sie der Jugend vortragen sollen.

Gesagt, gethan! In der folgenden Woche wurde die Verbesserung eingeführt. Da wurde zuerst gelehrt Naturgeschichte. Die Kinder wurden bekannt gemacht mit den Thieren, Pflanzen, Steinen und Erdarten, die in ihrer Gegend waren. Alle Tage wurde ihnen ein Stück davon vorgezeigt, sie mußten es genau betrachten, jedes mußte sagen, was es daran bemerke, sie mußten es mit andern Dingen vergleichen, und angeben, worinn es von ihnen unterschieden sey. Dann wurde ihnen noch verschiedenes davon gesagt. Der Herr Pfarrer zeigte ihnen z. B. eine Maus und fragte sie: was ist das? Eine Maus, riefen alle. Eine Maus? fragte der Herr Pfarrer. Ich glaube, es sey eine Ente. Die Kinder lachten.

Da lacht ihr nun, sagte der Herr Pfarrer zu den Kindern, woher wißt ihr es denn, daß es keine Ente sey?

K. Je! das sehen wir ja. Eine Maus sieht ganz anders aus, als eine Ente.

Pf. Wo ist denn der Unterschied?

K. Eine Ente hat nur zwey Füsse, aber eine Maus vier Füsse.

Pf. Franz! weißst du sonst keinen Unterschied?

Fr. Die Ente hat einen Schnabel, die Maus nicht.

So wurde immer fort gefragt, und dann

erzählt,

erzählt, was man von der Maus wußte. Jedes Kind schrieb dann zu Hause seine Bemerkungen nieder, und brachte sie den folgenden Tag zur Durchsicht. Dadurch bekam denn der Lehrer Gelegenheit, die Kinder in der Rechtschreibung zu üben und ihnen den Nutzen von vielen Pflanzen, Steinen und Thieren zu zeigen, wovon sie sonst nichts würden erfahren haben.

Ferner legten auch etliche Nachbarn Geld zusammen und kauften dafür Landcharten in die Schule. Diese wurden den Kindern erkläret, und ihnen die merkwürdigsten Städte, Flüsse, Thiere, Gewächse und Sitten jedes Landes gesagt.

Auch wurde ihnen die Geschichte der Deutschen und alles Merkwürdige, was sich sonst in unserm Vaterlande zugetragen hat, erzählet. Endlich wurde ihnen auch die Religion nach einem gewissen Lehrbuche vorgetragen, und mit Historien und Exempeln erläutert, auch wurden hierzu schickliche Verschen dictirt, die sie auswendig lernen mußten, darüber freueten sich nun Jung und Alt. Die Kinder giengen noch einmal so gern in die Schule. Da sie sonst immer begierig darauf gehofft hatten, daß es schlagen, und die Lehrstunde geendigt seyn möchte, so waren sie jetzo gemeiniglich etwas unwillig, wenn sie schlagen hörten, und baten den Lehrer, daß er doch nur noch ein Paar Minuten erzählen möchte.

Die Eltern freueten sich darüber, daß ihre Kinder so viel lernten, davon sie in ihrer Jugend

nichts

nichts gehört hatten; und die Lehrer versicherten, daß ihnen jetzo die Schularbeit noch einmal so leicht als sonst würde. Mein alter Schwiegervater sagte oft: sonst war die Schule ein rechter Nothstall; jetzo bin ich nicht vergnügter, als wenn ich in der Schule bin, und meine lieben Kinder unterrichten kann.

Der Herr Pfarrer freuete sich gewaltig darüber, daß ihm alles so wohl gelungen war. Der Schulunterricht war nun durchaus verbessert, ohne daß die Gemeine darüber gemurrt oder gekurret, oder ihn bey dem Consistorium verklagt hätte. Vielmehr hatte jedermann seine Freude daran. Selbst die Nachbaren, die erst durchaus darauf bestunden, daß ihre Kinder nach der alten Methode sollten unterrichtet werden, änderten ihre Meynung, und baten die Schullehrer, daß sie ihre Kinder auch an der neuen Art des Unterrichts möchten Theil nehmen lassen.

Drey und dreyssigstes Kapitel.

Es wird Examen gehalten.

Da das erste Examen gehalten wurde, waren nicht nur die Kirchenvorsteher, sondern auch viele andere Männer aus der Gemeine dabey, und dankten dem Herrn Pfarrer für das viele Gute, das er an ihrer Schule gethan hatte.

Der Herr Pfarrer dachte wohl, man muß das Eisen schmieden, wann es heiß ist. Er bat also die Herren Schulinspectoren zu sich und dankte ihnen dafür, daß sie das gute Werk hätten befördern wollen. Hernach sagte er: bis jetzo ist alles nach Wunsch in unserer Schule gegangen; eines fehlt aber nur noch — Dieß sind die Leibesübungen. Der Mensch ist ein curiöses Geschöpf. Er besteht, wie bekannt, aus Seele und Leib, und kann eines so wenig entbehren, als das andere.

Gleichwohl vergißt er bald das eine, bald das andere. Bey seinen Arbeiten sorgt er gemeiniglich nur für den Leib, für Erwerbung von Speise, Trank und Kleidung; und bey der Erziehung denkt er an nichts, als an die Seele, und vergißt, daß er auch einen Leib hat. Daher kommts, daß noch immer so viele Krankheiten grassiren, daß so wenige Menschen sich und andern in Lebensgefahren zu helfen wissen. Wir wollen dieß bey uns abändern, lieben Freunde! und bey unsrer Schuljugend auch für die Erziehung des Körpers sorgen.

Alle waren begierig, was für Vorschläge der Herr Pfarrer thun würde.

Wenn wir, fuhr er fort, den Kindern zusehen, so bemerken wir, daß sie selten langsam gehen. Gemeiniglich laufen und springen sie. Diesen Trieb hat ihnen der Schöpfer eingepflanzt, damit sie sich die gehörige Bewegung verschaffen, ihr Blut in Umlauf bringen, und alle Gelenke

und

und Muskeln in Thätigkeit setzen sollten. Diesen Trieb sollten wir begünstigen und ihnen recht viele Gelegenheit zum Laufen und Springen verschaffen. Dieß geschieht aber gewöhnlich nicht. Gemeiniglich werden die Kinder ermahnt, fein bedächtig und langsam zu gehen, und ich habe selbst einen fünfzigjährigen Mann gesehen, der seinem kleinen zehnjährigen Knaben, als er auf einem Spatziergange bald da bald dort hinlief, zurief: Martin! lauf doch nicht so, sieh doch auf mich, und gehe auch so fein langsam.

So arbeiten die Menschen der Natur entgegen, und ersticken die Triebe, die sie von Gott bekommen haben.

Wir wollen dieß bey unsrer lieben Jugend nicht thun; sondern ihr lieber Gelegenheit zum Laufen, Springen und andern Leibesbewegungen verschaffen. Wenn sie nichts dagegen haben, so will ich morgen, da eben Examenferien sind, damit den Anfang machen.

Sie waren es alle wohl zufrieden. Da er also wieder in die Schule kam, sagte er: lieben Kinder! ihr habt mir heute durch eure Antworten viele Freude gemacht; es ist wohl billig, daß ich euch auch wieder eine Freude mache. Morgen Vormittags zehn Uhr will ich eine Spielstunde geben. Wer daran Theil nehmen will, der komme hinaus auf die Wiese.

Das war eine Freude und ein Jubeln bey den Kindern!

Aber, setzte der Herr Pfarrer hinzu, vergeßt nicht, eure lieben Eltern um Erlaubniß zu bitten. Es kann seyn, daß morgen manches von euch Geschäfte hat, oder daß die Eltern andere Ursachen haben, warum sie ihren Kindern nicht erlauben können, an dieser Freude Theil zu nehmen. Diese dürfen morgen nicht kommen, weil ihr wohl wißt, daß gute Kinder sich nach dem Willen ihrer Eltern richten müssen.

Den folgenden Tag kamen fast alle Kinder. Zuerst schlug der Herr Pfarrer vor, daß sie ein Wettlaufen anstellen sollten. Er theilte sie in vier Partheyen, und zwar so, daß in jeder Parthey solche kamen, von welchen er glaubte, daß sie einander im Laufen ziemlich gleich wären. Dann wurde ein gewisser Baum zum Ziele bestimmt, nach welchem sie laufen sollten. Die erste Parthey mußte sich dann in eine Linie stellen, der Herr Pfarrer trat an das Ziel und rief: eins! zwey! drey! dann liefen alle, die zur ersten Parthey gehörten, so geschwind sie laufen konnten, und der erste, der zum Ziele kam, erhielt vom Herrn Pfarrer einen kleinen Eichenzweig. So liefen auch hernach die übrigen Partheyen, eine nach der andern.

Vom Laufen gieng es zum Springen. Die Kinder stellten sich in eine Reihe nach einander, und auf ein gegebenes Zeichen fiengen sie an so zu springen, wie wenn sie über einen Graben setzen wollten. Wer am weitesten springen konnte, erhielt wieder eine Belohnung von Eichenlaub.

Dieses

Dieses waren die Uebungen dieses Tages. Die Kinder waren damit so zufrieden, daß sie den Herrn Pfarrer baten, er möchte sie doch alle Tage springen und laufen lassen.

Vielleicht, sagte er, kann dazu Rath werden, wenn ihr, versteht sich, ferner fleißig und aufmerksam seyd.

Verschiedene von den Eltern, die dabey stunden, hatten darüber auch einige Freude; etliche aber murreten, und sagten: Narrenspiel will Raum haben; man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt so wohl; ich will wohl noch erleben, daß die Kinder Hals und Beine brechen. Ein alter ehrlicher Mann sagte: was für Zeiten muß ich doch noch erleben! Da ich in die Schule gieng, stund ein Buckel voll Schläge darauf, wenn die Kinder liefen und sprangen, und nicht fein langsam giengen; jetzo halten sie die Geistlichen und Schullehrer selbst zu solchem Muthwillen an; das wird eine schöne Brut werden.

Der Herr Pfarrer, der es wohl gehört haben mochte, lächelte und stellte sich, als wenn er nichts gehört hätte. Statt zu antworten, sagte er: lieben Kinder! dieß Vergnügen soll euch bisweilen gemacht werden, damit ihr recht gesund, stark und gelenkig werdet, und euch helfen könnet, wenn ihr etwa einmal in Gefahr kommen solltet. Es brechen das Jahr lang viele Leute die Arme und Beine, mitunter auch die Hälse,

die immer sachte giengen; vielleicht hätten die mehresten ihre Arme, Beine und Hälse behalten, wenn sie in der Jugend zu Leibesübungen wären angehalten worden. Unterdessen, merkt es wohl, ihr Kinder! gezwungen wird niemand dazu.

Er drehete sich darauf herum, und gieng mit den Herren Schullehrern und mit mir nach Hause.

Auf dem Wege sprach er noch dieß und jenes, wie die Lehrer diese Uebungen einrichten sollten, setzte aber immer dazu: gezwungen darf zu Leibesübungen niemand werden. So bald Sie anfangen zu zwingen, so ist kein Vergnügen mehr dabey, und Sie richten damit nichts als Verdruß an.

In der Folge wurden immer mehrere Uebungen eingeführt; z. E. es wurden zwey Stäbe ein Paar Schritte weit von einander hingestellt, in welche Löcher gebohrt waren; in zwey derselben, davon immer eines so hoch von der Erde seyn mußte, als das andere, wurden Pflöckchen gesteckt, und auf diese eine Gärte gelegt. Ueber diese mußten nun die Kinder springen. Stiessen sie etwa mit dem Fusse an die Gärte: so that es ihnen weiter keinen Schaden, denn die Gärte fiel herunter. Für diejenigen, die leicht darüber kamen, wurde die Gärte ein Loch höher gelegt, und wenn sie auch darüber kommen konnten, noch immer ein Loch höher u. s. w.

Die Kinder bekamen darauf auch Springstöcke, mit welchen sie sich in die Höhe heben, viel höher springen, und über Graben setzen konnten; sie lernten ferner auch klettern und an einem dicken Stricke hinauf steigen. Endlich wurden sie auch im Schwimmen unterrichtet.

Binnen Jahr und Tag waren die mehresten so geübt, daß die Nachbarn weit und breit herkamen, um den Spas mit anzusehen.

Der, der seine Sachen am besten machte, war immer mein Conrad. Fast niemals kam er nach Hause, ohne ein Büschelchen Eichenlaub vor der Brust zu haben.

Im Winter mußten diese Uebungen freylich eingestellt werden; dagegen wurde desto mehr auf dem Schlitten gefahren und auf dem Eise gelaufen.

Wenn dieß in einer Stunde geschahe, die zu Leibesübungen bestimmt war: so führete immer ein Lehrer darüber die Aufsicht, und Herr Lindenbaum fuhr und lief wohl selbst mit. Es geschahe dieß auf Anrathen des Herrn Pfarrers, welcher immer zu sagen pflegte: ein Lehrer, der die Liebe und das Zutrauen der Kinder haben will, muß an ihrem Vergnügen so viel als möglich Theil nehmen.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Conrädchen wird für einen Gott- und Ehren-vergeßnen Jungen und einen Galgen-strick erkläret.

Conrad mochte ohngefähr zehn Jahre alt seyn, als einer von meinen Anverwandten Hochzeit hatte. Meine Frau und ich waren dazu eingeladen worden, und entschlossen uns dahin zu gehen. Conraden konnte ich nicht mitnehmen, weil unsere Hochzeiten leider noch so eingerichtet sind, daß man mit gutem Gewissen die Kinder keinen Theil daran kann nehmen lassen. Von allen Seiten steckt man ihnen Kuchen und anderes Essen zu, daß sie sich gemeiniglich die Mägen überladen und den folgenden Tag krank sind; und die Tischgespräche und Späschen, die dabey vorfallen, sind gemeiniglich auch so beschaffen, daß sie für die Kinder nicht sehr erbaulich sind.

Da mein Schwager den Conrad immer zu sich gebeten hatte: so erlaubte ich ihm, während der Hochzeit dort zu bleiben, und ich und meine Frau machten uns ein Paar Tage brav lustig.

So bald die Lustbarkeit geendigt war, giengen wir wieder nach Hause, sprachen auf dem Wege bey dem Schwager ein, und wollten Conraden mitnehmen. Da hatte ich aber einen lieblichen Auftritt, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

Das

Das erste Wort, das mir mein Schwager bey dem Eintritte in sein Haus sagte, war: Gott Lob und Dank, daß er wieder kommt, Herr Schwager! und seinen Conrad wieder holt. Das ist ja ein Gott- und Ehrenvergeßner Junge, dergleichen ich in meinem Leben nicht gesehen habe; ich habe gedacht, Wunder was für ein gutes Kind dieß wäre, und — ist so ein Galgenstrick. Meiner Seele! der Junge hat mir so vielen Verdruß gemacht, in den Paar Tagen, daß ich mich beynahe zu Tode geärgert habe.

Was? sagte meine Frau, unser Conrad wäre ein Gott- und ehrvergeßner Junge? Das kann er nicht reden als ein rechtschaffner Mann, wir haben unser Kind zu allem Guten erzogen, weiß ers?

Vater! schrie Conrad, glaubts nicht, daß ich ein böser Junge bin, mein Vetter lügt.

Hört ihrs, sagte der Schwager, was das für ein gottloser Junge ist? Schilt er nicht seinen leiblichen Vetter einen Lügner?

Nun fehlte weiter nichts, als daß ich auch herauspolterte: so hätten wir einander bey den Köpfen gekriegt, und unserm Kinde ein erbauliches Exempel gegeben.

Zum Glück faßte ich mich. Zuerst sagte ich zu Conraden: Kind, du gehst gleich in den Garten und wartest, bis ich dich rufe; dann brachte ich meine Frau auch dahin, daß sie einstweilen in den Hof gieng. Nun faßte ich meinen Schwager bey der Hand, und sagte: jetzo sind wir allein, lieber Herr Schwager! erzähle er mir doch nun

kurz und gut, was mein Conrad gethan hat. Hat er gefehlet, so soll er gestraft werden.

Das soll und muß er auch, und ich bestehe darauf: denn er ist ein gottloser Junge.

Nun das habe ich schon gehört. Ich will aber wissen, worinn seine Gottlosigkeit bestehe?

Schw. Ein gottloser Junge ist er. Hat dem Edelmanne seine Fenster eingeworfen, hat den Junker geprügelt, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herauslief, hat mich einen Lügner gescholten, hat mir das Messer vor die Füsse geworfen.

J. Sonst nichts.

Schw. Ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll, Herr Schwager! Ist denn das nicht genug? Wenn ich so einen Jungen hätte: so raufte ich mir alle Haare aus dem Kopfe.

J. Und wenn die Haare nun heraus wären, wäre es denn nun besser? Was mich betrifft, so werde ich mir deswegen auch kein einziges Haar ausraufen, sondern meinen Sohn mitnehmen, ihn verhören, und nach Befinden bestrafen.

Nun nahm ich Abschied, ließ meinen Conrad rufen, und gieng mit ihm und meiner Frau nach Hause.

Sobald wir auf dem Wege waren, mußte Conrad voraus laufen, und ich redete meiner Frau zu, daß sie ganz ruhig seyn, und die ganze Sache mir und dem Herrn Pfarrer überlassen sollte.

Sie

Sie hatte freylich, wie halt der Weiber Art ist, noch vieles dagegen einzuwenden. Aber auf mein Zureden gab sie doch nach, und ich brachte es dahin, daß sie mit mir überlegte, wie wir das Obst benutzen wollten, womit uns der liebe Gott dieß Jahr vorzüglich gesegnet hatte.

Da wir nach Hause kamen, ließ ich meine Frau vorausgehen, und bat sie recht sehr, daß sie ja mit Conraden über den Vorfall nicht weiter sprechen, sondern alles mir überlassen sollte. Ich schlich aber zum Herrn Pfarrer, erzählte ihm die ganze Sache, bat ihn um seinen guten Rath, und erhielt ihn.

Ich gieng nach Hause, setzte mich zu Tische, sprach mit Conraden kein Wort, sondern mit meiner Frau über die Kartoffeln, die wir den folgenden Tag wollten ausnehmen lassen.

Conrad fragte mich: lieber Vater! willst du mich nicht auch lassen Kartoffeln ausnehmen?

Wenn du es verdient hast, gab ich ihm ganz kurz zur Antwort.

Dieß kränkte ihn so sehr, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Er legte sich darauf zurück und schlief ein.

Den folgenden Morgen stellte ich nun das Verhör an. Ich setzte mich in meinen Großvaterstuhl, nahm eine sehr ernsthafte Miene an, und ließ nun den Conrad hereinkommen.

Conrad! sagte ich, du bist mir immer ein so guter Conrad gewesen, daß ich meine Freude

an dir hatte. Nun bist du kaum ein Paar Tage von mir weg gewesen: so muß ich hören, daß du ein Gott- und Ehrenvergeßner Junge, ein Galgenstrick geworden bist.

Conrad schrie laut auf, und sagte: Vater! lieber Vater! es ist kein Wort wahr, ich bin noch dein lieber Conrad. Nun fiel er mir um den Hals, und machte meine Backen mit seinen Thränen so naß, daß ich beynahe mitgeweinet hätte. Ich nahm mich aber zusammen, riß ihn von meinem Halse los und sagte: auf Thränen und Lamentiren achte ich nicht, tritt hin und antworte. Aber das sage ich dir, lüge nicht! mein Conrad hat nie gelogen. Dieß thun nur Gott- und Ehrenvergeßne Kinder, und Galgenstricke.

C. Vater! ich lüge nicht.

J. Gut! so antworte mir. Hast du nicht dem Edelmanue die Fenster eingeworfen?

C. Ja!

J. Hat dir denn der Edelmann etwas zu Leide gethan?

C. Nein.

J. Warum hast du ihm denn die Fenster eingeworfen?

C. Es saß ein Sperling über dem Fenster.

J. Deswegen hast du ihm die Fenster eingeworfen?

C. Ich wollte nach dem Sperlinge werfen, da flog der Stein in das Fenster.

J. Warum warfst du denn nach dem Sperlinge?

C. Er hatte etwas in dem Schnabel. Da wollte ich, daß er es sollte fallen lassen. Ich wollte gern sehen, was es wäre.

J. Wie viele Fenster hast du denn eingeworfen?

C. Eine einzige Scheibe.

Bist du denn, fragte ich den Conrad weiter, gleich zum Edelmanne gegangen, und hast es ihm gesagt?

C. Nein!

J. Und warum denn nicht?

C. Ich fürchtete mich.

J. Das hättest du thun sollen. Du hättest sollen zum Edelmanne gehen und sagen: gnädiger Herr! da wollte ich nach einem Sperlinge werfen, und der Stein flog in Ihr Fenster und zerschlug eine Scheibe. Nehmen Sie es mir nicht übel! Ich will es nicht wieder thun, ich will es meinem Vater sagen, der wird die Scheibe bezahlen. Da würde dir der Edelmann gesagt haben: geh hin, kleiner Schelm! und nimm dich ein andermal besser in Acht! Wenn du nach Sperlingen werfen willst, so thue es, wenn sie auf Bäumen und nicht wenn sie an meinem Fenster sitzen. Hat denn dieß der Edelmann gethan?

C. Ach nein! er ließ meinem Vetter sagen, ich hätte die Fenster eingeworfen.

J. Da hast du es. Hättest du dem Edelmanne deinen Fehler gestanden: so würde er dieß nicht gethan haben. Und was that denn dein Vetter, da er dieß hörete?

C. Er nahm ein n Stock und gab mir fünf Hiebe.

J. Und was sagtest du dazu?

C. Ich schrie und sagte: es wäre nicht wahr, daß ich dem Edelmanne die Fenster eingeworfen hätte.

J. Die Fenster hattest du freylich nicht eingeworfen, aber doch eine Scheibe. Dieß hättest du fein offenherzig sagen sollen. Aber da du nun sagtest: es wäre nicht wahr, was that denn dein Vetter?

C. Er nahm den Stock, und sagte: Du Galgenstrick! Du willst mich Lügen strafen? Wart, ich will dirs anstreichen, und schlug mich noch ärger.

J. Dieß kommt alles daher: weil du deinen Fehler nicht gleich gestanden hast. Ist's denn aber auch wahr, daß du den Junker geprügelt hast?

C. Dieß ist auch nicht wahr.

J. Conrad! Leugne mirs nicht so geradezu, sonst könntest du ein Lügner werden, und ein Lügner ist ein abscheulicher Mensch. Etwas Wahres muß doch dran seyn, sonst würde es dein Vetter nicht gesagt haben.

C.

C. Ich habe ihm weiter nichts gethan, als ich habe ihm ein Paar Maulschellen gegeben.

J. Und das heißest du nichts? Warum hast du denn dieß gethan?

C. Ich will dir alles sagen, lieber Vater! Da ich den andern Tag hinter unserm Garten war, kam der Junker gegangen, und fragte, haben die Schläge gut geschmeckt? Das verdroß mich, und ich sagte: das ist auch nicht erlaubt von deinem Vater, daß er mir vergebliche Schläge macht — Er lachte höhnisch und sagte: das müßte auch etwas seyn, wenn so ein Lumpenjunge, wie du bist, einmal durchgewichst wird. Wer, fragte ich, ist ein Lumpenjunge?

Du, antwortete er, und sogleich griff er mir auch in die Haare, schüttelte mich durch, und wollte nun fortspringen. Aber der arme Wicht war kaum fünf Schritte fort: so hatte ich ihn bey der Brust, drückte ihn an die Gartenmauer, und zählte ihm ein Paar Maulschellen auf.

J. Wehrte er sich denn nicht?

C. Nein, er heulte.

J. Wars wohl recht, daß du ihn schlugst?

C. Nein.

J. Warum thatst du es denn?

C. Er hatte mich so gewaltig böse gemacht, daß ich mich gar nicht halten konnte.

J. Wenns nun der Edelmann gesehen hätte —

C. Er hatte es auch gesehen.

J. Hatte es gesehen? und was that er denn?

C. Er kam auf uns los, und —

J. Und prügelte dich durch?

C. Nein, er fragte den Junker: haben die Maulschellen gut geschmeckt? und wollte noch etwas sagen: aber ich lief wie wenn mir der Kopf brennte, und machte, daß ich nach Hause kam.

J. Das war dein Glück, daß der Edelmann so gut war. Wäre er zornig gewesen: so hättest du wieder Schläge von ihm bekommen.

C. Ich bekam doch welche von meinem Vetter.

J. Wie machte er es denn?

C. Auf den Abend saß ich in allem Guten und aß meine Paar Birn. Da kam mein Vetter mit einem dicken Stocke hinein, fuhr auf mich los, und sagte: Du Teufelsbraten! hast du nicht den Junker geprügelt? und, ohne mich anzuhören, prügelte er mich wieder durch.

J. Und was sagtest du denn dazu?

C. Ich wurde so böse, daß ich das Messer, das ich in der Hand hatte, auf die Erde warf.

J. Nun, da wurde wohl dein Vetter wieder gut?

C. Ach nein! nun wurde er noch böser, und gab mir noch mehr Schläge.

J. Da hast du also bey deinem Besuche wenig Freude gehabt. Wer ist denn nun an alle diesem Verdrusse Schuld?

C. Mein Vetter.

J. So? Und war doch so freundlich, da du zu ihm kamest, und küßte dich, und brachte dir einen Honigfladen.

(Conrad hieng den Kopf.)

J. Woher kam es denn nun, daß dein Vetter hernach ganz anders gegen dich wurde, und dir, statt Honigfladen, Schläge gab?

C. Weil ich dem Edelmanne eine Scheibe einwarf.

J. Das war die einzige Ursache nicht, sondern weil du es verschwiegest, und nicht gleich zum Edelmanne, oder wenigstens zum Vetter giengst, und deinen Fehler gestundest. Daß ein Kind bisweilen etwas versieht, verzeiht man gern; es darf aber sein Versehen nur nicht verschweigen, oder gar leugnen, oder vertheidigen. Dieß ist unverzeihlich, und ein Kind, das dieß thut, macht damit andere Leute böse und zornig, und wenn sie es hernach im Zorne hart behandeln: so muß es sich dieß Böse selbst zuschreiben.

C. Aber das war doch nicht recht, daß mein Vetter so schrecklich böse war.

J. Und das war noch weniger recht, daß du ihn so böse machtest; du hast nun gefühlt, wie es thut, wenn man einem zornigen Manne in die Hände fällt. Merk es! und hüte dich, daß du durch deine Aufführung niemanden wieder zum Zorne reitzest. Dein Vetter hatte dich sonst so lieb, nun hast du seine Liebe verlohren.

C. (Weinte).

J. Nun wird er dich nicht wieder zu sich bitten — wird dich nicht wieder sein liebes Conrädchen heissen.

C. Wenn er mich nur wieder lieb hätte!

J. Ich will dir einen guten Rath geben! Schreib ihm einen Brief, und bitte es ihm ab, daß du ihn beleidigt hast.

Conrad schrieb ein Briefchen, so gut er es machen konnte, ich schickte es meinem Schwager, und dieser, der nun auch wieder zum Gebrauch seiner Vernunft gekommen war, antwortete ihm, so wie ich es ihm vorgeschrieben hatte. Damit war denn die Sache abgethan.

Ich erzählte dieß alles dem Herrn Pfarrer, der mir erst die Rathschläge dazu gegeben hatte, und dieser sprach darüber noch weitläuftig mit mir.

Da sieht er, sagte er, Herr Kiefer! woher die Bosheit der Kinder, über die so viel in der Welt geklagt wird, rühre — fast immer von der Behandlung der Leute, die nicht mehr Kinder sind. Leichtsinnig, unüberlegt, unordentlich, träge zu manchen Geschäften, sind die Kinder, boshaft sind sie aber nicht, wenn man sie nur nicht boshaft macht. Wer also Kinder erziehen will, darf den Verdruß, den sie ihm bisweilen verursachen, nicht der Bosheit, sondern immer dem Leichtsinne, der Trägheit und dergleichen jugendlichen Fehlern zuschreiben, und muß den

ersten

ersten Grund von dem begangenen Fehler genau untersuchen. Wer dieß nicht thut, wer von jedem Kinde, das einen albernen Streich macht, sagt, daß es aus Bosheit, daß es in der Absicht dieß gethan habe, um andern Verdruß zu machen, der verderbt die Kinder, anstatt, daß er sie bessern sollte. Muß es nicht ein Kind, das sich keiner bösen Absichten bewußt ist, gewaltig verdrießen, wenn man ihm Bosheit Schuld giebt? Und wenn man es nun so hart behandelt, als wenn es ein Bösewicht wäre, muß es dadurch nicht schrecklich erbittert werden? Und was thut alsdann ein Kind nicht, das erbittert ist! Eine Schlafmütze läßt sich vielleicht Unrecht thun; aber ein Kind, das Ehre liebt, dem die Liebe und das Zutrauen seiner Vorgesetzten etwas werth sind, wird dadurch allemal aufgebracht, wenn man es durchaus zu einem Bösewichte machen will. Daher kommt es, daß oft die besten Köpfe die größten Bösewichte werden, wenn man sie in der Jugend unvernünftig behandelt, und jeden Muthwillen, jede Unbesonnenheit, die sie begehen, zu einem Bubenstücke machen will.

Daß er aber Conraden nicht geradezu recht gegeben hat, das hat er auch gut gemacht. Ich habe dergleichen Auftritte mehrere gehabt. Kinder kamen zu mir, und verklagten den Schulmeister, daß er sie zu hart behandelt hätte; ich fühlte, daß sie Recht hatten, und der Schulmeister Unrecht, ließ es sie aber doch nicht

merken; sondern gab ihnen den Rath, sie möchten sich in Zukunft in Acht nehmen, daß sie den Schulmeister nicht wieder in Zorn jagten; denn sie hätten nun wohl gefühlt, wie nachtheilig es ihnen gewesen sey, ihn in Zorn gebracht zu haben.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Von Conrad Kiefers Zorne, und wie er ihn beherrschen gelernt hat.

Dieser Verdruß mit meinem Conrad war nun glücklich überstanden. Es war aber nicht der letzte. Conrad hatte ein hitziges Temperament, und es vergieng fast keine Woche, da er nicht mit seinen Schulkameraden eine Prügeley hatte. Wenn ich ihn darüber vernahm, und ihn fragte, warum er dieß gethan hätte: so sagte er allemal, die, mit denen er sich geschlagen hätte, hätten ihn geschimpft.

Mußt du denn deswegen schlagen? fragte ich allemal. Weil ich aber nicht wußte, wie ich mich dabey benehmen sollte, so ließ ich es dabey bewenden.

Diesen Rath hatte mir der Herr Pfarrer gegeben. Herr Kiefer! sagte er einmal zu mir, wenn sein Conrad einmal einen albernen Streich machen sollte, und er wüßte sich auf keine schickliche Strafe

zu besinnen, so strafe er ihn lieber gar nicht, sondern lasse er es damit so lange anstehen, bis ihm eine schickliche Strafe einfällt. Besser ist es, gar nicht zu strafen, als eine Strafe zu wählen, die unschicklich ist.

Nach langem Hin- und Herdenken fiel mir endlich ein, was ich zu thun hatte. Ich gieng einmal mit ihm spatzieren, und setzte mich mit ihm auf einem Platze hin, wo ich die Sonne konnte sehen untergehen. Der Tag ist nun wieder zu Ende, sagte ich, da die Sonne uns verschwunden war; der liebe Gott gebe doch allen Menschen, die nun zu Bette gehen, eine recht gute Nacht! Er wird sie ihnen geben, denn er ist ein guter Gott.

Wenn sich doch die Menschen nur nicht selbst böse Nächte und böse Tage machten! Was hilfts ihnen denn nun, zum Exempel, wenn ihnen der liebe Gott Essen und Trinken, Bette und Ruhe beschert, und sie selbst halten keine Ruhe, zanken und schlagen sich. Lieber Gott! wie viele Menschen werden sich jetzo, da der liebe Gott zur Ruhe einladet, und ihnen gleichsam eine gute Nacht wünscht, zanken und streiten! Nun schwieg ich ein Paar Minuten.

Wenn die Menschen doch nur recht klug wären, fuhr ich fort, so würde aller Zank und Streit unter ihnen aufhören. Daran fehlts aber immer. Ich war vor einiger Zeit in Naumburg, und sahe da einen recht artigen Knaben über die Straße gehen. Ein Gassenjunge begegnete ihm, und der gute Knabe versahe es und trat ihn auf den Fuß. Dummer

Junge! sagte dieser, Hundejunge! lief ihm nach und gab ihm so viele abscheuliche Namen, die ich gar nicht in meinen Mund nehmen mag. Verschiedene Leute versammelten sich auf der Straße, hörten das Schimpfen, und alle wurden böse auf einen von diesen beyden Knaben. Kannst du wohl errathen, auf welchen?

Auf den Gassenjungen, sagte Conrad. Hast recht, antwortete ich, lieber Conrad! alle sagten, das ist ein abscheulicher Junge. Es währete aber nicht lange, so gerieth der gute Knabe in die Hitze, drehete sich um, und gab dem Gassenjungen ein Paar tüchtige Maulschellen. Dieser wehrte sich, fiel ihm in die Haare, und pautz! da lagen sie mit einander im Kothe, wälzten sich darinn herum, die Leute liefen zusammen und sagten, dieß sind ja ein Paar abscheuliche Jungen! Man riß sie auseinander, einer war voll Koth, wie der andere, einer hatte Haare gelassen, wie der andere, einer war beschimpft, wie der andere. Der gute Knabe wurde nun eben so, wie jener wilde Junge, angesehen.

Du sagst immer, daß andere dich schimpften.

Wenn du dazu schweigst, so hält man dich für verständig, und den, der dich schimpft, für unverständig. Wenn er sagt, du wärest dumm, wirst du denn deßwegen dumm? gewiß nicht! Jener wird aber für einen dummen Jungen gehalten. Er hat nicht dich, sondern sich selbst geschimpft.

So

So bald du dich aber mit ihm schlägst, hält man dich und ihn für einerley, beyde für ungezogene Jungen! Merk es Conrad!

Aber, sagte Conrad, ich kann es nicht lassen. Gut! sagte ich, so wollen wir es miteinander ausmachen. Wer den andern beschimpft, der soll geschlagen werden. Wenn du also andere schlägst, so beschimpfst du dich, denn alle Leute werden sagen: Kiefer muß doch ein sehr ungezogenes Kind seyn, weil er wie ein Gassenjunge um sich stößt und schlägt. Weißst du also, was ich mit dir thun muß?

Conrad hieng den Kopf.

Du willst, daß jeder, der dich schimpft, geschlagen werde. Wenn du nun andere schlägst, so schimpfst du dich selbst. Was muß ich also mit dir thun?

C. (murmelnd) mich schlagen.

J. Freylich muß ich dich schlagen. Willst du das?

C. Nein! lieber Vater!

J. Ich glaube es wohl. Ich habe auch keine Lust dich zu schlagen, weil ich dich lieb habe. Wenn du es aber selbst so willst, so muß ich es halt thun. Jetzo gehe hin und hole mir von diesem Haselbusche einen Stock, so dick, als etwa dein Daumen!

C. Ach lieber Vater! schlag mich nicht! in meinem Leben will ich keinen andern wieder schlagen.

J. Da ists ja gut! Wenn du keinen andern wieder schlägst, so darfst du auch von mir keine

Schläge besorgen. Jetzo geh gleich hin und hole den Stock!

Er gieng weinend fort, holete ihn, und gab ihn mir mit zitternden Händen. Ich band einen Bindfaden dran, und hieng ihn über die Thüre.

Conrad gieng betrübt fort, und trauerte den ganzen folgenden Tag.

Gegen Abend fiel er mir um den Hals, weinte und sagte: Lieber Vater! In meinem Leben will ich niemanden wieder schlagen, thu mir nur auch den Gefallen und nimm den Stock da weg!

J. Den Stock kannst du immer hier hängen lassen. Wenn du andere nicht mehr schlägst: so wirst du dich nicht vor ihm zu fürchten brauchen.

C. Aber wenn nun andere Leute herein kommen, da sehn sie ja den Stock, und glauben, Conrad kriegte damit Schläge.

J. Nun, wenn du das meynest, so will ich den Stock unter das Bette legen; aber — aber mach ja nicht, daß ich ihn wieder hervor holen muß.

So hatte ich nun Conraden so weit gebracht, daß er es sich wirklich fest vornahm, niemanden wieder zu schlagen. In der Folge hatte er wieder einigemal Händel. Da ich aber dem Herrn Cantor von dem, was ich ihm gesagt, Nachricht gegeben hatte, so erinnerte er ihn allemal, so oft er zornig wurde: Conrad! Conrad beschimpfe dich nicht; du weißst, was für eine Strafe dein Vater darauf gesetzt hat.

Dadurch gewöhnte er sich nach und nach, über seinen Zorn Herr zu seyn. Das hilft ihm

noch

noch bis auf den heutigen Tag. Vielmals war der Fall, daß andere, die ihm die guten Umstände, in denen er sich befand, nicht gönnten, ihn schimpften und schmähten; andere hetzten ihn auf und sagten, dieß dürfe er nicht auf sich sitzen lassen, er müsse die Schimpfer und Schmäher verklagen, und sich Abbitte und Ehrenerklärung thun lassen. Da lachte er allemal und sagte: das belohnte sich auch wohl der Mühe, daß ich um ein Paar Worte willen Zank und Streit anfangen sollte. Mögen doch andere mich einen Narren, oder Schelm, oder was sie wollen, schimpfen. Dieß schadet mir alles nichts, wenn ichs nur nicht bin.

Sechs und dreyssigstes Kapitel.

Enthält eine ausführliche Nachricht, wie Conrad Kiefer Haushalten gelernt hat.

Kurz darauf gab es einen andern Verdruß. Wenn er des Morgens in die Schule gehen wollte: so fehlte ihm bald ein Buch, bald ein Schreibebuch, bald eine Feder, bald das Dintenfaß. Da wurde er allemal unwillig: denn, wenn er in die Schule kam, und hatte nicht alles bey sich, so wurde er als ein unordentlicher Schüler behandelt und bestraft, und kam deßwegen betrübt nach Hause.

Da er mir es nun auch einmal klagte, gab ch ihm zur Antwort, da kann ich dir nicht hel-

 fen,

sen, liebes Kind! warum hebst du deine Sachen nicht besser auf.

Was hilft mir denn das Aufheben, lieber Vater! antwortete er, wenn sie nicht da bleiben, wohin ich sie gelegt habe? So oft ich aus der Schule komme, lege ich alles dort auf den Bank; und wenn ich wieder komme, da ist alles wieder weg. Da nimmt bald mein kleiner Bruder, bald meine Schwester etwas weg. Manchmal beschmieren sie mir auch die Bücher. Sieh nur, was der kleine Rudolph da herein gekritzelt hat! Hernach denkt der Herr Cantor, ich hätte es gethan!

Da willst du wohl gern ein Plätzchen haben, fragte ich, wozu andere Leute nicht kommen können? Er lächelte, ich aber machte die Kammerthüre auf, zeigte ihm einen neuen Schrank, den ich für ihn hatte machen lassen, und sagte: hier, lieber Conrad! hast du ein Plätzchen, wohin du künftig deine Sachen legen kannst. Hier ist der Schlüssel dazu. Wenn du den Schlüssel in Acht nimmst, und immer fein zuschliessest, so wird dir niemand etwas wegnehmen können.

Und der soll mein seyn, der Schrank? fragte er mit blitzenden Augen.

Der soll dein seyn, lieber Conrad, antwortete ich.

Wie ein Pfeil flog er zu seiner Mutter; Mutter, rief er, der Vater hat mir einen Schrank geschenkt, einen neuen! Komm her und sieh ihn!

Die Mutter lächelte, ließ sich den Schrank zeigen, und examinirte ihn, wie er nun seine Sachen darinn vertheilen wollte. Hier und da gab sie ihm einen guten Rath. Nun wurde eine halbe Stunde dazu angewendet, alles, was er hatte, aus den verschiedenen Winkeln des Hauses zusammen zu suchen und in den Schrank zu setzen und zu legen.

Durch dieß Mittel ließ ichs ihn fühlen, wie wohl sich der Mensch befindet, wenn er seine Sachen fein in Ordnung hält; und damit er es nicht vergessen möchte, so nahm ich auch wohl die Sachen, die er nicht verschloß, selbst weg und ließ sie ihn ein Paar Tage suchen.

Der Herr Pfarrer, dem ich dieß erzählete, hatte auch eine sonderliche Freude darüber, und sagte: Jetzo hat sein Conrad den Werth des Eigenthums schätzen lernen, dieß müssen wir benutzen, und ihm Mittel an die Hand geben, wie er es erweitern und vergrößern kann; so kann er auf diesem Wege sich mancherley Kenntnisse und Geschicklichkeiten verschaffen, die ihm in der Folge sehr nützlich sind.

Es hat jeder Mensch ein Verlangen, etwas Eignes zu besitzen. Wenn dieß Verlangen auf eine vernünftige Art benutzt und jedem Gelegenheit an die Hand gegeben würde, sein Eigenthum so zu vergrößern, daß andern damit kein Schaden geschähe, so würden die Menschen gewiß weit geschickter, besser und froher werden, als sie jetzo

 sind.

sind. Das thut man aber nicht. Wenn die Menschen noch Kinder sind, so wird ihnen alles geschenkt. Dabey gewöhnen sie sich an die Trägheit und ans Wünschen. Das Verlangen nach Eigenthum bleibt ihnen, aber sie haben keine Lust, es sich durch Fleiß und Nachdenken zu erwerben. Als kleine Kinder beunruhigen sie die Eltern immer mit Bitten um Geschenke, und als große Kinder lamentiren sie um Besoldung, Pensionen, Gnadengelder, setzen in die Lotterie und ins Lotto, lernen Goldmachen und den Teufel citiren. Auf solche Albernheiten wird ein Mensch nie gerathen, der früh gelernt hat, daß die Kraft, sich Vermögen zu erwerben, nirgend sicherer gefunden werde, als — in dem Menschen selbst.

Hat sein Conrad nicht schon etwas geschenkt bekommen?

Ja, antwortete ich, er hat wohl gegen 5 Thaler in seiner Sparbüchse, die er nach und nach von seinen Anverwandten hat geschenkt bekommen.

Gut! fuhr der Herr Pfarrer fort, das soll die Anlage zu seinem künftigen Vermögen werden. Wenn er diese gut anwendet: so kann er sich nach und nach ein hübsches Sümmchen erwerben. Und das Sümmchen, das er sich auf diese Art erwirbt, ist das Wenigste. Das Beste, was er damit erlangt, sind Fleiß, Uebung im Nachdenken, und eine ordentliche Einrichtung seiner Ausgaben.

Sollte aber, sagte ich, das Kind auf diese Art nicht etwa eine Neigung zum Geitze bekommen?

Dafür, antwortete der Herr Pfarrer, lasse Er mich sorgen.

Nun gab mir der Herr Pfarrer noch allerley Anschläge, wie ich die Sache angreifen sollte, und ich befolgte sie.

Den folgenden Tag schnitt meine Frau Zwetschgen, um Muß daraus zu kochen, und Conrad half mit. Ich kam dazu, half auch ein Paar Zwetschgen zerschneiden, und da ich den Eimer voll Kerne sahe, der hier stund, sagte ich — in jedem dieser Kerne steckt ein Baum. Schade! daß sie nicht gesteckt werden! Was für eine Menge Zwetschgen könnten wir nach zwanzig Jahren schütteln lassen.

Vater! sagte Conrad, ich will sie stecken.

Ich erlaubte es ihm, und versprach ihm zugleich, daß alle Bäume, die er ziehen würde, sein Eigenthum seyn, daß er sie verkaufen, und das Geld davon in seine Sparbüchse stecken sollte. Darüber hatte er eine gewaltige Freude. Nur war noch die kleine Bedenklichkeit übrig, wohin er sie stecken sollte.

In meinen Gemüsegarten? Den konnte ich nicht entbehren, weil ich das Gemüse, das ich darinn zog, sehr nöthig brauchte. In den Obstgarten? Der war bereits mit Bäumen besetzt; aufs Feld? Da würden sie die Hasen abgefressen haben. Nachdem wir die Sache hin und her

überlegt hatten, wurden wir endlich eins, daß er unserm Nachbar seinen Garten, den er Alters halber nicht mehr bearbeiten konnte, abpachten wollte.

Wir giengen zu ihm, und fragten ihn, ob er dazu Lust habe? Er hatte sie, und verlangte jährlich drey Gülden Pacht.

Conrad versprach sie ihm sogleich.

Conrad, sagte ich, übereile dich nicht! Wenn du etwas versprichst, so mußt du es halten, und ich weiß nicht, ob du es kannst. Gute Nacht, Herr Nachbar! sagte ich, wir wollen miteinander die Sache überlegen, morgen wollen wir Antwort sagen.

Auf dem Rückwege fragte ich ihn, woher er denn diese drey Gülden Pacht nehmen wolle?

Aus meiner Casse, war die Antwort, ich habe ja gegen 5 Thaler darinn.

Ich stellte ihm dagegen vor, daß dieß nur auf Ein Jahr reiche, und für das zweyte schon nicht hinlänglich sey. Er müsse aber auf gar viele Jahre Pacht geben. In zehen Jahren betrüge dieß schon dreyssig Gülden. Woher er dieß nehmen wolle?

Er wendete dagegen ein, daß er unterdessen schon Geld genug aus seinen Bäumen lösen würde. Da ich ihm aber begreiflich machte, daß die Bäume verschiedene Jahre wachsen müßten, ehe er einen einzigen verkaufen könnte, so war er ganz niedergeschlagen, und wußte nichts mehr darauf

zu antworten. Ich überschlug nun mit ihm, wie viel er, bey mässigem Glücke, in zehen Jahren gewinnen könne, und, da wir fanden, daß dieser Gewinn weit mehr als dreyssig Gülden betrug, so rieth ich ihm dazu, daß er den Garten pachten solle. Woher er aber jährlich drey Gülden nehmen wolle, das, sagte ich, müßte er mir erst zeigen. Denn, wenn der Tag käme, da der Pacht fällig wäre, so müsse er auch hingezählet werden.

Er dachte hin und her, endlich meynte er, das kürzeste Mittel wäre ja wohl dieses, daß ich ihm das Geld zum Pachte schenkte.

Conrad, sagte ich, guck mir einmal in die Augen!

Er guckte mir getrost in die Augen, und ich freuete mich darüber gar herzlich. So lange, sagte der Herr Pfarrer einmal, die Kinder dem Vater in die Augen sehen können, und, wenn sie mit ihm sprechen, die Augen nicht niederschlagen, auch den Kopf weder auf die rechte noch auf die linke Seite hängen lassen, kann man immer ein gutes Zutrauen zu ihnen haben.

Da er mir so herzlich in die Augen sahe, faßte ich seine Hand und fragte: Conrad, bist du mein Sohn?

Ja, Vater! war seine Antwort.

Gut! antwortete ich, so beweis es auch, daß du mein Sohn bist, und machs eben so, wie

es dein Vater immer gemacht hat. Dein Vater hat niemals um Geschenke gebettelt, und, wenn du mein Sohn bist, so darfst du es auch nicht thun. Der alten Christine gebe ich wöchentlich ein Geschenk, weil sie blind; Hans Jörgen, weil er lahm ist; Nachbar Melchiorn, weil er in der Schlacht bey Torgau den rechten Arm verlohren hat, und der Anne Grethe, weil sie, wegen ihres hohen Alters, nicht mehr arbeiten kann. Warum soll ich dir denn aber Geschenke geben? Deine Augen hast du noch, deine Füsse sind gesund, beyde Arme kannst du brauchen, zur Arbeit bist du auch noch jung genug, warum verlangst du denn, daß ich dir etwas schenken soll?

Ja Vater, das ist wohl ganz gut, aber ich kann ja noch nichts verdienen.

J. Noch nichts verdienen? Willst du denn etwas verdienen?

C. O ja, Vater!

J. Nun, wenn du etwas verdienen willst, so will ich dir etwas zu verdienen geben.

C. Und was denn?

J. Das wirst du schon erfahren. Jetzo will ich erst einen Versuch mit dir machen. Von heute an gebe ich dir das Amt, die Eyer auszunehmen. Für jedes Schock Eyer, das du bringst, gebe ich dir einen Groschen; wenn du nun, eine Woche in die andere gerechnet, mir wöchentlich ein Schock bringst, wie viel bekömmst du jährlich von mir?

C. Acht und vierzig Groschen machen 2 Thaler; 52 Groschen, 2 Thaler 4 Groschen. Zwey Thaler vier Groschen bekomme ich also für Eyer ausnehmen.

J. Wofür bekommst du 2 Thaler 4 Gr.?

C. Für Eyer ausnehmen.

J. Merk's Conrad! Nicht dafür bekommst du das Geld, daß die Hühner die Eyer legen; sondern dafür, daß du sie wegnimmst und mir bringst. Was mußt du also thun, wenn du bey mir Geld verdienen willst?

C. Ich muß Eyer ausnehmen und sie dir bringen.

J. Ganz recht! und wenn du nun jährlich damit 2 Rthlr. 4 Gr. verdienst, wie viel macht denn dieß Gülden?

C. Gleich will ichs sagen — — 2 Rfl. 10 Gr.

J. Wie viel fehlt dir denn da noch an 3 Gülden?

C. Eilf Groschen.

J. Nun diese wirst du leicht auch noch verdienen können. Und wenn du nun das Geld zu deiner Baumschule selbst verdienet hast, und die Bäume werden groß, und du kannst sie verkaufen, und das Geld dafür einstreichen, das wird dir gewiß mehr Freude machen, als wenn ich dir das Geld dazu geschenkt hätte.

Auf diese Art gelang es mir, meinem Sohne den Trieb beyzubringen, sich durch seinen eignen Fleiß ein Eigenthum zu erwerben. Es gieng damit auch recht gut. Er war auf das Eyer ausnehmen nun so erpicht, daß mir nicht leicht ein

Ey verlohren gieng, und daß er mir den Groschen, den ich ihm für jedes Schock gab, reichlich wieder bezahlte.

So wie er älter wurde, vertrauete ich ihm wichtigere Geschäfte an, die ich ihm alle gut bezahlte. Dabey hatte ich viele wichtige Vortheile. Erstlich gewöhnte sich mein Conrad an die Arbeit, von der doch der Mensch eigentlich leben muß. Zweytens lernte er das Geld kennen, und mit dem Gelde ordentlich haushalten. Dieß ist auch keine Kleinigkeit. Einmal ist's doch so eingeführt, daß man Geld haben muß, wenn man in der Welt etwas anfangen will. Ists denn also nicht gut, wenn die Kinder früh lernen, mit Gelde umgehen? Wenn sie nun immer unter der Vormundschaft der Eltern stehen, und nicht eher Geld unter die Hände bekommen, als bis sie ihre eigene Haushaltung anfangen, so darf man sich auch nicht wundern, wenn sie damit anfänglich lauter alberne Streiche anfangen, es entweder verschwenden, oder im Schranke verschimmeln lassen. Drittens hatte ich nun auch Gelegenheit zu beobachten, ob mein Conrad auch ehrlich sey oder nicht? Ob er nicht etwa bisweilen krumme Wege einschlüge, um Geld zu bekommen? Denn, wenn die Kinder keine Gelegenheit haben, sich Geld zu erwerben, wie kann ich denn wissen, ob sie bey Erwerbung desselben ehrlich sind? Viertens hatte mein Sohn nun auch Gelegenheit, wohlthätig zu seyn, und bisweilen einen Armen aus seiner Casse zu erquicken. Es ist lächerlich, wenn Kinder den Armen Gutes thun aus dem Beutel der Eltern. Da

geben

geben ja die Kinder nicht, sondern die Eltern. Fünftens schaffte mir diese Einrichtung auch noch diesen Vortheil, daß mein Sohn sich nie dazu gewöhnte, den alten Vater um Geld zu plagen. Nach der Einrichtung, die in den mehresten Häusern gewöhnlich ist, möchte es einem ehrlichen Manne grauen, Kinder zu erzeugen. So lange sie klein sind, hat er von ihnen nichts als Mühe und Sorgen, und wenn sie groß werden, und ihre eigne Haushaltung anfangen, da geht erst die rechte Plage an. Statt daß sie die alten Eltern nun unterstützen sollten, plagen sie sie beständig um Zuschuß, und saugen beynahe ganz aus, was ihre grauen Eltern mit vieler Mühe erworben haben. Dieß that mein Conrad niemals. So bald er selbst erwerben konnte, verlangte er von mir keinen Pfennig mehr geschenkt, und hat jetzo die Freude, daß er von seinem selbst erworbenen Vermögen seine eigne Wirthschaft anfangen kann. Dafür stehe ich, daß er nie um Zuschuß mich plagen wird. Er hat sich selbst zu helfen gelernt, und hat zu viel Ehre im Leibe, als daß er dem alten Vater mit Klagen beschwerlich fallen sollte.

Ueber diesen Punkt las mir einmal unser Herr Pfarrer folgende Stelle aus dem Carlsberg vor.

„Wenn wir immer den Weg giengen, den uns die Natur zeigt, so müßte jedes Kind, wenigstens vom achzehnten oder zwanzigsten Jahre an, sich selbst ernähren, und der alte Vater könnte denn

unter

unter ihnen und seinen Enkeln sitzen und sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte. Und wenn er kraftlos würde, könnte er sich auf seine Familie stützen. So aber, wenn ein ehrlicher Mann des Tages Last und Hitze getragen hat, so fressen ihn seine Kinder auf, so wie es bey verschiedenen wilden Nationen gewöhnlich ist. Nur mit dem Unterschiede, daß der Wilde seine Eltern erst nach dem Tode, aber unsere cultivirte Jugend ihre Eltern bey ihrem Leben auffrißt."

Bald hätte ich vergessen, einen sechsten Hauptvortheil anzuführen, den mir diese Einrichtung verschaffte. Das war dieser, daß ich nun ein neues Mittel hatte, meinen Conrad zu bestrafen, wenn er da oder dort zu nachlässig war, oder einen Fehler begieng. Er mußte mir nämlich, nachdem das Vergehen klein oder groß war, sechs Pfennige, einen Groschen, auch wohl zwey oder vier Groschen Strafe geben. So lange der Mensch noch jung ist, bleibt er immer leichtsinnig und flatterhaft, und fügt dadurch den Erwachsenen manchen Schaden und Verdruß zu. Was soll man nun da anfangen? Soll man da schweigen, so wird er immer nicht bedachtsamer; soll man ihm immer Verweise geben? so wird man leicht zu heftig und braucht härtere Worte, als man thun sollte. Was für ein Lärmen entsteht in manchen Häusern, wenn ein Kind ein Glas zerbrochen, oder eine Fensterscheibe eingestoßen, oder einen Fleck in den neuen Rock gemacht hat. Durch diese ewigen Verweise und Vorwürfe werden

nach und nach harthäutig, und gewöhnen sich so daran, daß sie sich nichts mehr daraus machen. Oder soll man sie gar schlagen? Schlage wer da will, ich bin kein Freund davon. Meinen Hund und meine Fohlen ziehe ich mit Schlägen, der Mensch aber muß mit Vernunft gezogen werden, und selten, in ausserordentlichen Fällen, sind Schläge erlaubt.

Kurz, ich machte es mit meinem Conrad so, wenn er ein Geschäft vergessen, oder schlecht ausgerichtet hatte: so mußte er mir eine Geldstrafe bezahlen. Dieß that ihm wehe, und er wurde dadurch nach und nach vorsichtiger und bedachtsamer gemacht. Würden aber diese Geldstrafen wohl etwas geholfen haben, wenn ich ihm das Geld dazu geschenkt hätte?

Sonst hatte Conrad den garstigen Fehler an sich, daß er anderer Leute Eigenthum nicht schonte. Wenn er Blumen suchte: trug er kein Bedenken, durch die Wiesen und Saatfelder zu gehen, und Gras und Saat zu zertreten; Johannisbeeren, Kirschen, Erbsen u. dgl. wenn sie ihm aufstießen, abzureissen, daraus machte er sich auch eben kein groß Gewissen. Ich hatte ihm zwar ein Paar Geschichtchen erzählt, in denen die Häßlichkeit dieses Fehlers vorgestellt wurde, es half auch, aber bisweilen vergaß er sich doch wieder, und fiel in die alte Sünde zurück. Seitdem er aber eine Baumschule hatte, und ihm durch muthwillige Kinder einige Bäumchen waren beschädigt worden, und er nun gefühlt hatte, wie wehe es thut, wenn das Eigen-

thum beschädigt wird, wurde er ganz anders, und nahm sich gar sehr in Acht, daß er niemanden Schaden zufügte.

Meine Freunde sahen nun das viele Gute, das ich dadurch erlangte, daß Conrad Anleitung bekam, sich durch seinen eignen Fleiß etwas zu erwerben, und wunderten sich darüber. Manche hatten aber doch allerley Bedenklichkeiten. Vorzüglich war Herr Grill der Meynung, ich würde nichts Gutes aus ihm ziehen, weil er gewiß einmal ein alter Geitzhals werden würde, da er in der Jugend schon das Geld so lieb hätte.

Ich kannte aber Conraden zu gut, als daß ich so etwas von ihm hätte besorgen dürfen, und ließ es auch nicht daran fehlen, ihn zur Freygebigkeit zu locken. Wenn in der Nachbarschaft eine Feuersbrunst war: so sammelte der Herr Pfarrer gemeiniglich eine Collecte für die Abgebrannten. Ich ließ dann auch einen Teller in meiner Familie herumgehen, darauf jedes legen konnte, so viel ihm beliebte. Conrad legte allemal seine vier bis acht Groschen drauf, ohne daß ich ihn dazu aufforderte, oder ihm deswegen ein besonderes Lob ertheilte. Höchstens sagte ich etwa: siehst du Conrad, wie hübsch es ist, wenn man etwas selbst verdient? Da hat man immer etwas, wovon man Nothleidende erquicken kann. Auch einem Tagelöhner, der in meinem Dienste blind geworden war, und ein Paar andern gebrechlichen Leuten gab er bisweilen etwas aus seiner Casse.

Sieben

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Aus diesem ergiebt es sich, daß ein braver Bauer glücklicher lebt, und mehr Gutes stiftet, als ein schlechter Gelehrter.

Da ich nun sahe, daß mein Sohn bey jeder Gelegenheit einen guten Kopf zeigte: so kam ich auf den Einfall, ich wollte ihn studiren lassen. Ich theilte ihn meiner lieben Frau mit, und diese freute sich gar herzlich darüber. Dieß thue, sagte sie, lieber Mann! ich will daran wenden, was ich kann. Da haben wir hernach auch desto grössere Freude. Denk einmal, was es für eine Freude und Ehre für uns seyn würde, wenn unser Conrad einmal auf der Kanzel stünde und — predigte. Sie weinte vor Freuden, und wollte schon hinlaufen, und es dem Conrad sagen. Dieß ließ ich aber doch nicht zu, sondern bat meine Frau, sie möchte es anstehen lassen, bis ich die Sache mit dem Herrn Pfarrer überlegt hätte.

Ich that es schon den nächsten Sonntag. Der Herr Pfarrer hörte mich an, und da ich ausgeredet hatte, sagte er: Es ist gut, daß Eltern bey Zeiten drauf denken, was ihre Kinder einmal werden, und was für ein Geschäfte sie einmal treiben sollen. Wenn sie mich in dieser Sache um Rath fragen: so gebe ich ihnen immer diese Regel: gebt genau Achtung, wozu eure Kinder vorzüglich Lust und Geschicklichkeit haben,

und das laßt sie lernen. Hat er denn dieß gethan, Herr Kiefer? Hat er denn nicht bemerkt, womit sich sein Sohn am liebsten beschäftigt?

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, war meine Antwort, so beschäftigt er sich am liebsten mit der Oekonomie. Die Pferde zu füttern, Bäume zu pflanzen, zu pfropfen und zu oculiren, das ist seine größte Lust.

Pf. Und doch will er ihn studiren lassen?

J. Es ist aber doch hübsch, wenn man einen studirten Sohn hat, der den Eltern im Alter Ehre und Freude macht.

Pf. Freylich ist das hübsch. Macht denn aber ein rechtschaffener, fleissiger, geschickter Oekonom den Eltern nicht auch im Alter Ehre und Freude? Hat er denn seinem Vater nicht auch Ehre und Freude gemacht?

Ich wußte nichts darauf zu antworten, denn wahr war es, daß ich meinen Eltern Ehre und Freude gemacht hatte.

Und, fuhr der Herr Pfarrer fort, machen denn alle Studirte ihren Eltern Ehre und Freude? Giebts ihrer denn nicht genug, die ihnen Schande und Verdruß machen?

Auch dieß mußte ich zugeben.

Nun, sagte der Herr Pfarrer weiter, wollen wir doch die Sache miteinander vernünftig überlegen. Wenn sein Sohn bey der Oekonomie bleibt, so behält er ihn zu Hause, und kann

ihn

ihn bey seinen Geschäften nutzen; wenn er aber studiren soll: so muß er ihn auswärts auf eine Schule, dann auf eine Universität thun. Zu Hause kostet er ihn fast gar nichts, auswärts aber schweres Geld. Zu Hause hat er ihn immer unter den Augen, kann ihn zurecht weisen, wenn er bisweilen auf Abwege gerathen sollte. Dieß letztere ist nicht leicht zu besorgen, weil er in der Eltern Hause lauter gute Exempel sieht. Auswärts hingegen ist es ganz anders. Auf Schulen und noch mehr auf Universitäten giebt es viele Verführung, und der Vater kann ihn dagegen nicht schützen, weil er nicht zugegen ist. Mancher junge Mensch, der als ein unschuldiger Jüngling auf die Universität geschickt wurde, kam als ein Taugenichts zurück. Wenn sein Conrad bey der Oekonomie aufwächst: so hat er in seinem vier und zwanzigsten Jahre sein gutes Auskommen, und kann heyrathen, wann er will. Ist denn dieß auch so mit jungen Gelehrten? Fallen denn diese, wenn sie von der Universität zurückkehren, nicht oft den Eltern zur Last? Müssen sie nicht um eine Versorgung suppliciren, und oft zehen bis zwölf Jahre warten, ehe sie sie erhalten? Und wenn denn endlich die Versorgung kommt, so ist sie insgemein so elend, daß der Gelehrte dabey Hunger und Kummer leiden muß. Bleibt sein Sohn in dem Stande seines Vaters: so braucht er nicht viel; er und seine Frau kleiden sich, wie die Eltern, schlecht und recht, behelfen sich mit wohlfeilem Hausgeräthe, und sind vergnügt, wenn sie täglich ihr

 Brod,

Brod, Gemüse und Fleisch, und ein gutes Glas Bier haben. Wie viel braucht aber nicht der Gelehrte! Er will sich besser kleiden, besser essen und trinken, bequemer wohnen, als der Bauer! Er will Gesellschaften halten, er muß eine Bibliothek haben; Madame will in ihrer Kleidung den andern Frauenzimmern ihres Standes nicht nachstehen — u. s. w. Daher findet man in dem Stande der Gelehrten den mehresten Kummer.

Wenn also der Sohn des Bauers und Handwerksmanns nicht einen ganz ausserordentlich guten Kopf hat, wenn er nicht ungleich mehr Lust zum Nachdenken, als zur Handarbeit zeigt; so ist und bleibt mein Rath dieser: man lasse ihn das Geschäfte seines Vaters lernen.

Aber, sagte ich, ein Gelehrter kann doch so viel Gutes stiften.

Wenn er, fuhr der Herr Pfarrer fort, fleißig und geschickt ist. Ausserdem stiftet aber ein fleißiger vernünftiger Bauer gewiß ungleich mehr Nutzen, als ein ungeschickter Gelehrter. Jener liefert doch Getreide, Gemüse, Fleisch, Milch, Butter und Käse. Was liefert denn aber dieser? Nichts. Er verzehrt nur das, was andere geliefert haben.

Von dieser Stunde an beredete ich meine Frau, daß wir unsern Sohn nicht wollten studiren lassen.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Wie Conrad Kiefer seiner Eltern Geburtstage gefeyert hat.

Kurz darauf war mein Geburtstag. Da ich aufwachte, dankte ich dem lieben Gott für alles Gute, das er mir bisher gethan hatte, und nahm mir vor, daß ich mein Lebelang als ein rechtschaffener Mann meinen Beruf treiben, für meine Familie sorgen, und, so viel als möglich, allen Menschen nützlich seyn wollte.

Dann gieng ich in meine Stube — was für eine Freude hatte ich, als ich da hinein trat! Eine Schüssel voll Honig stund da, und darneben lag ein Brief an mich. Die Hand, die ihn geschrieben hatte, erkannte ich sogleich — es war meines Conrads Hand.

Ich erbrach den Brief und las:

Lieber, guter Vater!

Heute ist dein Geburtstag! Ich freue mich darüber, daß du ihn erlebt hast, und noch fein gesund bist. Ich danke dir auch für alles Gute, das du mir erzeigt hast, seitdem ich auf der Welt bin. Ach was bist du für ein guter Vater! Wenn doch alle Kinder so gute Väter hätten! Daß ich so gesund und stark bin, das habe ich dir zu danken. Denn von meiner Geburt an hast du mich hart gewöhnt, daß mir nicht

nicht leicht etwas schaden kann! Du hast mir die Thiere und Bäume kennen gelehrt, und mich hernach zum Herrn Pfarrer geschickt, von dem ich noch mehr gelernt habe. Darüber freue ich mich allemal, wenn ich durch's Feld gehe, und allenthalben Sachen finde, die mir bekannt sind. Du hast mich Lesen, Schreiben und Rechnen lehren lassen, und die Geographie und Geschichte und Religion. Du hast mich nun dreyzehn Jahre genährt und gekleidet. Dir hab ichs zu danken, daß ich ein guter Mensch geworden bin, weil du mir immer gute Ermahnungen gabst, und mir so viel Gutes erzähltest. Dir habe ich es auch zu danken, daß ich eine Baumschule, Bienenstöcke, ein Paar Kälber, und so vieles Geld in meiner Casse habe. Lieber Vater! ich kann dir nicht vergelten, was du an mir gethan hast. Nimm diese Schüssel voll Honig als ein kleines Geschenk an. Ich will dir aber noch mehr Freude machen durch meine gute Aufführung. Was ich dir an den Augen ansehen kann, das will ich thun, darauf kannst du dich verlassen. Und wenn du einmal ein alter Mann bist, und nicht mehr arbeiten kannst: so will ich für dich arbeiten. Du hast ja auch genug für mich gearbeitet, da ich noch klein war. Gott gebe, daß du recht alt werden magst. Ich bin

Dein

guter Sohn

Conrad.

Die Thränen traten mir in die Augen, da ich den Brief las. Ich rief sogleich meine Frau, und las ihr den Brief vor. Diese weinte das ganze Schnupftuch voll, und sagte: haben wir nicht ein gutes Kind!

Nun ließ ich Conraden rufen. Conrad sagte ich, hast du den Brief selbst geschrieben?

C. Ja Vater!

J. Bist du von dir selbst auf diesen Einfall gekommen?

C. Nein Vater! Der Herr Pfarrer hat mir dazu gerathen.

J. Conrad! du hast mir mit deinem Briefe viele Freude gemacht. Wenn du willst, daß ich ein alter Vater werden soll: so sey du ein guter Sohn! Wohlgerathene Kinder machen Freude, und verlängern das Leben. Die Bibel sagt: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebet, des lebet er noch eins so lange. — Ich will ferner für dich als ein guter Vater sorgen; darauf kannst du dich verlassen.

Da meine Frau auch eine Geburtstagsfeyer veranstaltet hatte: so ließ ich den Herrn Pfarrer dazu bitten. Da er kam, zog ich ihn sogleich bey Seite, und dankte ihm für die Freude, die er mir durch Conrads Brief gemacht hatte.

Ich habe den Brief, sagte er, nicht blos schreiben lassen, um Herrn Kiefer damit Freude zu machen, sondern auch deswegen, daß Conrad

Liebe und Dankbarkeit gegen seine guten Eltern bekommen möchte. Die Kinder genießen von guten Eltern so viel Gutes, daß sie vor Freude darüber weinen würden, wenn sie es recht bedächten. Aber sie denken gemeiniglich darüber nicht nach. Weil sie es täglich Jahr aus Jahr ein genießen: so glauben sie, es müsse so seyn. Benutzt man hingegen einen Geburtstag, oder das Ende eines Jahrs dazu, daß man die Kinder ermuntert, in einem Briefe den Eltern für das Gute, das sie bisher von ihnen genossen haben, zu danken, und ihnen ein bischen Anleitung giebt, darüber nachzudenken: so denken sie wirklich nach, erstaunen über das viele Gute, das sie genossen, und es jammert sie, daß sie es bisher nicht erkannt hatten.

Es ist mit solchen Briefen beynahe wie mit dem Gebete. Der Mensch genießt vom lieben Gott täglich so viel Gutes, daß er Freudenthränen vergießen würde, wenn er es recht bedächte. Er bedenkt es aber nicht. Wer denkt denn daran, was es für eine große Wohlthat ist, daß alles, was um uns ist, sich in unsern Augen abbildet, und wir es so sehen können. Wenn wir aber beten, und dem lieben Gott gleichsam vorrechnen alle das Gute, das wir von ihm erhalten: so müssen wir darüber nachdenken, bekommen Gott lieb, und fühlen gegen ihn Dankbarkeit.

Wir brachten den Tag sehr vergnügt zu. Ich dachte aber immer bey mir selbst, daß es

wohl

wohl billig sey, daß Conrad an seine Mutter auch so einen Brief schriebe, weil er gewiß nicht so gesund und gut würde geworden seyn, wenn er eine alberne Mutter gehabt hätte.

Da also meiner Frauen Geburtstag heranrückte, nahm ich Conraden vor, und sagte: Conrad! an meinem Geburtstage hast du mir einen so hübschen Brief geschrieben. In ein Paar Wochen ist deiner lieben Mutter Geburtstag. Willst du ihr denn nicht auch so einen Brief schreiben? Glaubst du denn nicht, daß sie auch dir viel Gutes gethan hat und noch thut?

Nun gieng ich mit ihm alles durch, was seine Mutter von seiner Geburt an bis jetzo für ihn gethan hatte. Er wurde weich und gieng fort.

Da der Geburtstag kam, erhielt die Mutter von ihm folgenden Brief:

Liebe gute Mutter!

Ich freue mich, daß du wieder einen Geburtstag erlebet hast, und danke dir für alles Gute, das du mir bisher erzeigtest. Ach wie viel hast du an mir gethan! Du hast mich an deinen Brüsten trinken lassen. Weil du immer gut lebtest, so bekam ich von dir gesunde Milch und gesundes Blut. Hättest du nicht gut gelebt, so hättest du keine gute Milch gehabt, und ich hätte kein gesundes Blut bekommen. Viele Nächte konntest du nicht schlafen, weil ich als ein kleines unverständiges Kind schrie und un-

ruhig

ruhig war. Da ich die Blattern hatte, bist du Tag und Nacht nicht von meinem Bette gekommen. Ach liebe Mutter, wie viele Mühe habe ich dir gemacht! Wenn andere Weiber auf Hochzeiten und Kirchweihen tanzten und sprungen: so bliebst du zu Hause und wartetest mir. Du überließest mich nicht der Magd, du trugest und pflegtest mich selbst. Vielleicht wäre ich jetzo ein Krüppel, wenn die Magd mich hätte fallen lassen. Liebe Mutter! ich muß weinen, wenn ich bedenke, was du für eine gute Mutter bist. Und ich habe dir vielen Verdruß gemacht! Vergieb es mir, ich will es nicht mehr thun. Noch jetzo sorgst du für mich, giebst mir zu essen und zu trinken, nähest meine Hemder, und strickst meine Strümpfe, und sorgst, daß ich immer reinlich gekleidet bin. Nun, liebe Mutter! so lange ich lebe, will ichs nicht vergessen, was du an mir gethan hast. Wenn ich dir einen Gefallen thun kann, so soll es gerne geschehen. Vor dein Kammerfenster habe ich zwey von meinen Kirschbäumen pflanzen lassen. Wenn du sie siehst: so denke an

Deinen

guten

Conrad.

Da verschiedene vornehme Familien in der Stadt Getreide, Obst, Butter u. d. g. von mir bekommen: so habe ich oft Gelegenheit gehabt, es mit anzusehen, wie die Kinder ihren Eltern zu ihren Gebur̄tstagen und zum neuen Jahre gratu-

gratulirten. Es nahm sich recht artig aus. Die Kinder waren geputzt wie die Docken, und frisirt, und balsamirt, daß man sie zehn Schritte weit roch. Ihre Wünsche wareu auch weit künstlicher gesetzt, uud alles wie gedrechselt; manche waren auch in Reimen gefaßt. Aber so eine Freude richteteu sie nicht an, als meines Conrads Brief. Wenn sie ihre Wünsche hergesagt hatten: so lächelten gemeiniglich die Eltern, und klopften sie auf die Achsel; da aber meine Frau Conrads Brief las, so stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und, da sie mit Lesen fertig war, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn, und sagte: Du hast Recht, lieber Conrad! ich habe an dir als eine rechtschaffene Mutter gehandelt, und an dir gethan, was in meinen Kräften war, das weiß der liebe Gott! Ich will auch ferner als eine rechtschaffene Mutter an dir handeln; Conrad darauf kannst du dich verlassen. Hast mir bisher viele Freude gemacht; mache sie mir ferner. Hörst du Conrad?

Conrad war sehr gerührt und ich auch. Woher kam es aber, daß Conrads Brief mehr Eindruck machte, als die gekünstelten Wünsche vornehmer Kinder? Jene Wünsche schrieben sich gemeiniglich von dem Herrn Informator her, dieser Brief kam aber aus dem Herzen des Kindes. In jenen Wünschen wurde vieles geschwatzt von Sachen, die gar nicht daher gehörten, z. E. von Rosen und Jasmin, Morgenthau, Myrthen und Lorbeern, Conrads Brief handelte

aber

aber von lauter geschehenen Dingen, von Wohlthaten, die Conrad wirklich genossen hatte. **Und dabey bleibts immer, was vom Herzen kommt, das geht wieder zu Herzen.**

Die Leute haben sich immer drüber gewundert, woher es doch käme, daß meine Kinder mich so gar herzlich lieb hätten. Die Ursachen davon waren mancherley, aber gewiß eine der vorzüglichsten Ursachen war diese, daß sie bisweilen, besonders am Ende eines jeden Jahres, und an den Geburtstagen ihrer Eltern Anleitung bekamen, über das Gute, das sie von ihren Eltern genossen hatten, **selbst** nachzudenken, und es in einem Briefe an die Eltern **selbst** aufzusuchen.

Manche Eltern wollen die Liebe dadurch erzwingen, daß sie es den Kindern recht oft vorsagen, was sie Gutes an ihnen thun. Dieß hilft aber wenig oder nichts. Es hörts kein Mensch gern, wenn ihm die Wohlthaten vorgeworfen werden, die er genießt, und Kinder sind auch Menschen. Besser ist es, wenn sie Anleitung bekommen, über das empfangene Gute **selbst** nachzudenken. Und da ists wieder gut, wenn dieß nicht die Eltern selbst thun, sondern durch einen Freund thun lassen; oder wenn wenigstens die Mutter bisweilen die Kinder drauf aufmerksam macht, was sie für einen guten Vater, und der Vater, was sie für eine gute Mutter haben. Dazu gehört denn aber freylich noch ein Pünktchen, das etwas wichtig ist —

der

der Vater und die Mutter müssen auch wirklich recht gut seyn, damit man recht viel Gutes von ihnen sagen kann. Denn wenn die Eltern ihre Schuldigkeit nicht thun, und man will sie doch den Kindern als gute Eltern vorloben: so glauben es die Kinder nicht — und werden zu Heuchlern gemacht, die sich stellen, als wenn sie etwas glaubten, was sie doch im Grunde nicht glauben.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Conrad Kiefer genießt zum erstenmale das heilige Abendmahl.

Nun kam Ostern herbey, und ich entschloß mich, meinen Conrad mit zum heiligen Abendmahle gehen zu lassen. Ich meldete es also dem Herrn Pfarrer, und fragte, ob er ihn hierzu für tüchtig hielte? Ohne Bedenken, Herr Kiefer! gab er mir zur Antwort. Sein Sohn hat gesunden Menschenverstand, und hat gelernt, was er in der Schule lernen kann.

Er gieng nun also mit auf die Pfarre, und wurde noch mehr in der Religion unterrichtet. Einigemal wohnte ich dem Unterrichte bey, und freuete mich sehr darüber. Der Herr Pfarrer gieng etwas von dem Unterrichte ab, der sonst gewöhnlich ist; er hielt sich nicht lange bey

Ge=

Geheimnissen auf, aber desto länger bey Sachen, die die Kinder verstunden; er erklärte nicht weitläuftig die Wunder, die Jesus gethan hat; aber desto mehr die schönen Lehren, die er den Menschen gab, und erläuterte alles mit Exempeln, und zeigte, wie die Kinder diese Lehren in ihrem Stande benutzen, und was sie für Vortheile davon haben könnten, und wie glücklich sie leben würden, wenn sie immer diese guten Lehren befolgten.

Da die Kinder öffentlich confirmirt wurden, hielt der Herr Pfarrer eine schöne Rede, bey welcher alle Leute Thränen vergossen. Ich habe sie nicht mehr ganz im Kopfe, was ich aber draus gemerkt habe, will ich doch erzählen.

Er sagte z. E. es wäre nicht genug zum Christen, daß er das Abendmahl genösse, das könnte ja auch der böseste Mensch thun. Man müsse durch Befolgung der Lehre Jesu beweisen, daß man sein Schüler sey. Jesus habe immer Liebe gepredigет; wenn man also ein Schüler Jesu seyn wollte, so müsse man auch durch seinen ganzen Lebenswandel Liebe beweisen.

Zuerst, sagte der Herr Pfarrer, müsse man sich selbst recht lieb haben, und an seiner Seele immer bessern, daß diese immer rechtschaffener, verständiger, zufriedner und thätiger würde; und seinen Leib, durch

den

den die Seele wirkte, und den Paulus einen Tempel des heiligen Geistes nennte, hochschätzen, ihn reinlich halten, und sich hüten, daß man ihn durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken und allerley Unkeuschheit nicht schwäche und verderbe: so herzlich wie man sich selbst liebte, müsse man nun auch den Nächsten, oder die Personen, die uns die nächsten wären, lieben, und daher seinen Eltern beystehen, und ihr Bestes suchen, unter seinen Geschwistern und Anverwandten Liebe und Einigkeit erhalten, das Beste der Gemeine und des Landes, zu dem man gehöre, befördern; fände sich Gelegenheit, andern etwas Gutes zu thun: so müsse man es ja thun, ohne zu fragen, von was für einem Volke, oder von welcher Religion er sey. So hätte es unser Heiland auch gehalten: zuerst hätte er für seine Nächsten, für seine Mutter, seine Jünger, seine Landsleute gesorgt; hernach hätte er aber auch an Samaritern und Heiden Gutes gethan. Er zeigte ihnen darauf, wie glücklich ein Mensch lebe, der dieß alles befolgte, wie ruhig er in die vergangnen Tage sehen, mit welcher Freudigkeit er an Gott und an die Zukunft denken könne. Darauf segnete er die Kinder ein, und bat den lieben Gott, daß er sie immer auf guten Wegen erhalten möge.

Vierzigstes Kapitel.

Conrad Kiefer zieht aus der Schule, lernt aber noch immer fort.

Nun nahm ich meinen Conrad aus der Schule. Damit er aber, wie man zu sagen pflegt, nicht weggehen möge, wie der Marder vom Taubenhause: so stellte ich erst mit ihm eine Unterredung an, über alle das Gute, das seine Lehrer an ihm gethan hatten. Da er es recht begriffen hatte: fragte ich ihn, ob er nicht einen Brief an jeden schreiben, und sich bey ihnen für alles Gute, das er von ihnen genossen hätte, bedanken wollte? Ja, Vater! das will ich thun, war seine Antwort. Darauf setzte er sich hin, schrieb, und brachte mir den folgenden Tag ein Paar Briefe, die so herzlich waren, als die, die er an seine Mutter und an mich geschrieben hatte.

Er trug sie zu ihnen hin, und ich gab ihm für jeden Lehrer ein Geschenk mit. Conrad! sagte ich, da ich es ihm gab, eigentlich solltest du deine lieben Lehrer beschenken. Da du aber noch nicht viel zu verschenken hast: so thue ich es an deiner Statt. Wenn du größer wirst: so hoffe ich, daß du selbst dich gegen sie dankbar beweisen werdest. Ja, Vater! sagte er, das will ich gewiß thun.

Da er nun aus der Schule Abschied genommen hatte: hielt ich ihm in Gegenwart seiner

Mutter

Mutter auch ein Redchen, welches folgendermassen lautete:

Lieber Conrad! Du bist nun so groß und verständig geworden, daß du aus der Schule hast können genommen werden, darüber freuen wir Eltern uns gar herzlich. Sonst warst du nicht so groß und verständig, konntest dich nicht selbst ernähren, und wir ernährten dich, wie es unsere Schuldigkeit war. Aber nun bist du groß und verständig, und wirst, wenn dich der liebe Gott gesund erhält, immer größer und stärker werden. Mit deinen Eltern ist's nicht also, diese werden nach und nach alt, die Kräfte nehmen ab, und sie werden nun bald gebückt gehen. (Er weinte, da ich dieß sagte.) Wäre es nun wohl recht und billig, wenn wir dich immerfort ernähren sollten?

Nein, Vater! sagte er, das wäre nicht recht, das verlange ich nicht.

Ich weiß auch, fuhr ich fort, daß du dieß nicht verlangest. Arbeite du bey mir, und verrichte treu und redlich, was ich dir auftrage: so sollst du deine tägliche Kost, und auch einen guten Lohn haben, davon du dir deine Kleider schaffen kannst.

Damit war er gar wohl zufrieden, und lernte dabey gut wirthschaften. Seine Baumschule wuchs nach und nach heran, und er vergrößerte sie, indem er immer mehr ansäete. In der Folge lösete er alle Jahre 70 bis hundert Thaler daraus. Da wir eine gute Weide haben: so

kaufte er sich jährlich ein Füllen, zog es nach und nach groß, und profitirte auch dabey etwas. Auf diese Art kostete er mich nichts mehr, sammelte sich eine hübsche Summe Geld, und — was das Beste war, er wurde gewitzt, und — lernte Geld erwerben; da andere junge Leute gemeiniglich besser verstehen, wie sie das Geld verthun, als — wie sie es erwerben sollen.

Den nächsten Sonntag, nachdem mein Conrad aus der Schule gegangen war, besuchte mich der Herr Pfarrer, und fragte mich, womit ich meinen Conrad beschäftigte? Ich erzählte ihm die Einrichtung, die ich getroffen hatte, und er war damit recht wohl zufrieden. Die vorzüglichste Sorge, sagte er, die man für junge Leute tragen muß, wie sein Conrad ist, ist diese, daß man sie hinlänglich beschäftigt; Müssiggang lehret viel Böses. Viel Böses geschieht in der Welt von jungen Leuten, die nichts wissen, womit sie sich beschäftigen sollen. Hingegen lehret die Arbeitsamkeit auch viel Gutes, sie macht den Menschen klug, erfinderisch, stark, lehrt ihn Geduld. Wer seine Kinder gehörig zu beschäftigen weiß, der erzieht sie eben dadurch. Eines fehlt nur noch — daß der Conrad auch noch ferner einigen Unterricht bekomme.

Es ist ein großer Fehler, fuhr er fort, den man fast durchgängig bey allen Handwerksleuten und Bauern antrifft: daß sie glauben, wenn sie aus der Schule wären, so brauchten sie nichts mehr zu lernen; und in der Schule lernen sie

doch

doch gemeiniglich so wenig! so wenig! Daher kommt die große Unwissenheit, die man gewöhnlich in diesen Ständen findet. Diese große Unwissenheit ist die Ursache, warum sie sich in den mehresten Fällen weder zu rathen noch zu helfen wissen; daher rühren ihre Sorgen, ihre Armuth, die mehresten ihrer Krankheiten; daher kommt es auch, daß sie sich da und dort so gewaltig müssen drücken lassen. Man sorge, daß es helle in den Köpfen werde, so werden die Sorgen und die Armuth verschwinden, die Krankheiten werden seltener werden, und die Bedrückungen aus der Mode kommen. Vor einiger Zeit wollte er, sein Sohn sollte gelehrt werden, und ich rieth ihm davon ab: aber das habe ich ihm nicht widerrathen, und werde es ihm nie widerrathen, daß er dafür sorget, daß sein Sohn ein kluger und verständiger Mann werde.

Deswegen rathe ich ihm, daß er nach und nach eine kleine Sammlung von guten Büchern mache, damit sie Conrad lese, und daraus lerne, was er noch nicht weiß.

Es ist mir zwar wohl bekannt, daß es viele Leute giebt, die der Meynung sind, man dürfe den Bürger und Bauer nicht zu klug machen; ich weiß aber nicht, was sie damit sagen wollen. Klugheit ist in allen Ständen eine gute Sache, und zu klug kann niemand werden. Je klüger der Mensch wird, desto verträglicher wird er auch, desto williger ist er, jede gute Sache zu befördern. Wie viele Fürsten giebt es, die gern allerley gute Einrichtungen in ihrem Lande

machen möchten, die es aber nicht durchsetzen können, weil die Unterthanen noch nicht klug gemacht, noch nicht durch gute Schriften aufgeklärt sind. Ein kluger, aufgeklärter Bauer denkt über alles nach, sucht seine Arbeiten immer besser zu machen, macht bisweilen eine neue Erfindung, verbessert seine Einnahme, ersinnt einen neuen Nahrungszweig nach dem andern, zahlt mehr an die Landesherrschaft, erzieht seine Kinder vernünftiger. — Kurz, es geht mit ihm in allen Stücken besser.

Verzeihen Sie mir! gab ich zur Antwort, eines und das andere muß ich Ihnen doch einwenden. Sie kennen ja den Nachbar Niklas, das ist ja ein kluger Bauer —

Ey freylich, fuhr der Herr Pfarrer fort, kenne ich ihn, und ich weiß schon, warum er sich auf sein Exempel beruft. Er scheint gewaltig klug und — macht doch alle seine Sachen verkehrt, — seine Aecker sind die schlechtesten in dem Felde, und seine Kinder die ungezogensten im Dorfe; immer hat er Zank und Streit; aber eben das ist ein Beweis, daß er eigentlich nicht klug ist. Was ist ein kluger Mann? Der, der klug handelt, der seine Sachen vernünftig einzurichten weiß.

Nachbar Niklas weiß viel, aber er ist nicht klug. Es kann der Mensch gewaltig viel wissen, und doch in seinen Geschäften sehr einfältig seyn. Woher kommts, daß Niklas so vieles weiß, so klug spricht, und doch so ein-

fältig handelt? Erstlich daher, weil er über das, was er liest, nicht gehörig nachdenkt. Ein Mensch, der immer liest, und über das Gelesene nicht nachdenkt, nicht überlegt, ob es auch wahr sey, der kömmt mir vor, wie ein Mensch, der immer ißt, und das, was er genossen hat, nicht verdaut. Er kömmt immer nicht zu Kräften. Einen dicken Bauch kann er wohl bekommen, wenn mans aber untersucht: so steckt in dem dicken Bauche vielleicht die Wassersucht. Und was liest denn Nachbar Niklas? Bücher, die von allem möglichen handeln, nur von dem nicht, was zu seinen Geschäften gehört. Da liest er Romane, politische Schriften, u. dgl. Lernt er denn daraus, wie man das Kartoffelland zurechte machen, seine Kinder erziehen, und seine Haushaltung verbessern muß?

Wenn er Zutrauen zu mir hat, Herr Kiefer! so will ich die Bücher für den Conrad aussuchen, und dafür sorgen, daß gewiß keines drunter kommt, durch welches er nicht klüger und besser gemacht wird.

Dieß that nun der Herr Pfarrer, und sammelte für meinen Conrad ein kleines aber auserlesenes Bibliothekchen. Zuerst kam hinein ein Andachtsbuch, welches Morgen- und Abendandachten enthielt, und eine christliche Hauspostille. Er gab diese Bücher Conraden in meiner Gegenwart, und sagte: dieß ist Nahrung für die Seele. Wir nehmen täglich Nahrung für den Körper zu uns und thun wohl dran. Denn

wenn wir dem Körper nicht immer Nahrung reichten: so würde er bald kraftlos und zu seinen Geschäften untüchtig werden. Mit der Seele ists eben so. In dieser müssen täglich gute Gedanken und Vorsätze rege gemacht werden, sonst wird sie bey ihren Arbeiten verdrossen, mit ihrem Zustande unzufrieden, über ihren Nebenmenschen mißvergnügt, läßt sich durch böse Exempel mit fortreissen, und — statt der Vernunft zu gehorchen, läßt sie sich durch ihre Lüste leiten; was Recht und Unrecht ist, lieber Conrad! das weiß er: immer Recht zu thun, und das Unrecht zu lassen, das hat er sich vorgenommen. Aber — wenn er nicht immer seine Vorsätze erneuert: so vergißt er sie nach und nach, und handelt am Ende eben so ohne Ueberlegung, wie die mehresten Menschen zu handeln pflegen.

Ferner gab er ihm verschiedene gute ökonomische Bücher, aus denen er lernen konnte, wie man seinen Acker besser benutzen, allerley Klee- und Grasarten und Küchengewächse anbauen, die Rindvieh- Schaaf- Schweine- Pferde- und Bienenzucht verbessern, Hühner, Gänse und Truthühner mit Vortheil erziehen könne.

In diesen Büchern, sagte er, lieber Conrad, steht viel, viel Gutes; und wenn er es recht versteht und klug anwendet: so kann er einmal ein wohlhabender Mann werden. Aber — mit Vernunft muß er alles thun, sonst kann er auch, bey alle seinem Lesen, ein armer Mann werden. Es steht gar vieles in Büchern, das nicht wahr ist,

und mancher schreibt vom Flachs- und Hopfenbau, der in seinem Leben weder Flachs noch Hopfen gebauet hat. Wenn er also etwas neues liest: so denke er darüber nach, obs wohl wahr seyn möchte, und — versuche er es erst im Kleinen; sieht er, daß es im Kleinen gut thut: so kann er es nach und nach immer ins Größere treiben.

Endlich gab er ihm auch ein Paar Beschreibungen von Reisen in fremde Länder. In diesen Büchern, sagte er, kann er lesen, damit er sieht, wie es in andern Ländern hergehe, was für mancherley Geschäfte und Lebensarten die Menschen treiben, wie vielerley Mittel sie haben, sich zu nähren. Dieß wird ihn klug machen, und von der Meynung, die viele Leute haben, abbringen, als wenn alles dumm wäre, was nicht so wie in ihrem Dorfe ist, und als wenn alle Menschen Bösewichter wären, die nicht glauben, was in ihrer Dorfkirche gelehret wird. Nur davor hüte er sich, lieber Conrad, daß er nicht etwa auf die Meynung verfällt, als wenn in andern Ländern das Paradies wäre, und die goldene Zeit regiere. Viele Schriften haben es an der Art, daß, wenn sie in einem Lande gut aufgenommen werden, sie nun alles loben, was in diesem Lande ist. Da giebts, wie sie sagen, nirgends so gute, frohe und rechtschaffene Leute, da ist nirgends so gute Milch und Butter, Gemüse und Obst zu finden, als hier, da ist nirgends so eine gelinde und weise Regierung; da bedauern sie es, daß sie nicht auch das Glück

gehabt haben, in so einem irdischen Paradiese gebohren zu werden. Wie gesagt, wenn er so etwas liest: so darf er sich dadurch nicht blenden lassen. Es ist freylich in einem Lande immer besser zu wohnen, als im andern; aber jedes Land hat auch seine Mängel und Unvollkommenheiten. Statt immer an die Glückseligkeit entfernter Staaten und Völker zu denken, ists vernünftiger, daß man auf dem Platze, wohin man von Gott gestellt ist, seine Schuldigkeit thut, und alles um sich herum zu verbessern sucht.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Conrad Kiefers Sonntagsfeyer.

Diese und noch einige andere Bücher gab er meinem Conrad, und er lernte vieles daraus, und wurde dadurch von vielem Bösen abgehalten. Sonntags, wenn andere Bursche im Wirthshause lagen, in der Karte spielten, sich betranken, und allerley Muthwillen trieben, saß mein Conrad hinter den Büchern, und lernte daraus mancherley, das ihm in seiner Haushaltung sehr nützlich seyn wird.

Eines gefiel mir nur nicht — er wurde mir zu stille; und weil er fast mit niemanden, als mit seinen Eltern umgieng: so gieng er immer den Leuten aus dem Wege, und getrauete sich nicht, mit einem Fremden zu sprechen.

Dem

Dem Herrn Pfarrer, dem ich dieß sagte, wollte es auch nicht gefallen. Dieß taugt nichts, sagte er, wenn junge Leute zu scheu sind; sie getrauen sich nichts anzufangen, wozu sie anderer Leute Hülfe nöthig haben, und unterlassen manches Gute, blos deswegen, weil sie darüber mit andern Leuten sprechen müssen. Wir müssen dem Conrade Gesellschaft verschaffen.

Nach acht Tagen kam er wieder, und sagte: Lieber Herr Kiefer, ich habe darüber nachgedacht, wie wir seinen Sohn in Gesellschaft bringen wollen. Gesellschaft zu finden ist für einen jungen Menschen etwas leichtes, er braucht nur ins Wirthshaus zu gehen, da ist ja immer Gesellschaft zu finden; aber gute Gesellschaft für ihn zu suchen, das hält schon etwas schwerer. Unterdessen glaube ich sie gefunden zu haben. Der junge Martin, Claus und Haberstroh, sind die besten Bursche in unserm Dorfe. Wie wäre es, wenn wir die Veranstaltung träfen, daß diese Leutchen bisweilen eine Zusammenkunft hätten? Sie könnten ja miteinander etwas lesen, und darüber discuriren; wir könnten auch eine Kegelbahn errichten, wo sie zur Abwechselung mit einander Kegel schöben; bisweilen könnten sie ja auch Reisen in die benachbarten Dörfer machen, und sich erkundigen, wie da der Acker gebauet und die Viehzucht getrieben würde. Sie würden bey dieser Gelegenheit immer etwas lernen; bald Fehler sehen, vor welchen sie sich hüten müssen, bald etwas Gutes, das sie nachthun können.

Ich bot zu diesen Vorschlägen gleich die Hände. Die jungen Bursche kamen nun oft des Sonntags zusammen, und lasen die Bücher, die Conrad in seiner Bibliothek hatte, und discurirten darüber. Zur Abwechselung besuchten sie die Kegelbahn, die ich in meinem Hofe hatte anlegen lassen. Die Väter waren dann gemeiniglich dabey, und nahmen an dem Vergnügen der jungen Leute Antheil. Dadurch bekamen die Söhne zu den Vätern Zutrauen, die Väter verjüngten sich in der Gesellschaft der jungen Leute, und hatten Gelegenheit sie recht kennen zu lernen. Denn wenn man einen jungen Menschen recht kennen lernen will: so darf man ihn nicht blos in der Kirche und bey Tische, sondern man muß ihn auch beym Spiele beobachten. Dieß that ich nun, und entdeckte bey Conrad manches, das mir nicht gefiel. Es ist halt bey einem jungen Menschen wie mit einem Krautlande. So wie da nicht lauter Kraut und Blaukohl, sondern auch manches Unkraut wächst: so kommt auch bey jungen Leuten nicht lauter Gutes, sondern auch mancher Fehler auf. Aber ich erhalte doch mein Krautland rein, wenn ich oft darnach sehe, und das Unkraut ausrotte, so lange es noch klein ist. Und so kann man auch bey jungen Leuten die Fehler leicht wegbringen, wenn man sie nur bey Zeiten entdeckt.

So bemerkte ich z. E. an meinem Conrad, daß er gern zankte. Einmal schob er alle neun Kegel auf einmal, der junge Haberstroh wurde roth wie Scharlach, und sagte: das ist ja dumm.

Dumm?

Dumm? sagte Conrad. Du magst wohl selbst dumm seyn. Darüber kam es zu einem heftigen Wortwechsel. Ich setzte mich in eine Ecke, und hörte zu, was es für einen Ausgang nehmen wollte. Da der Zank aber immer heftiger wurde: so nahm ich endlich das Wort, und fragte: Conrad! war es denn wirklich etwas dummes, daß du alle neun Kegel auf einmal schossest?

Ich seh nichts dummes drinn, gab er zur Antwort.

Nun, sagte ich, wenn es nichts dummes ist, wie könnte ich mich denn darüber ärgern, wenn ein anderer spräche, daß es etwas dummes wäre? Weißst du nicht mehr, was ich dir vom Schimpfen gesagt habe? daß derjenige sich selbst schimpft, der andere schimpft? und kurz und gut, der klügste von euch schweigt sogleich stille!

Sie schwiegen beyde, und einer guckte in diesen, der andere in einen andern Winkel.

Ich war aber damit nicht zufrieden, sondern sagte zur ganzen Gesellschaft: sind wir denn zusammen gekommen, um uns zu vergnügen, oder um uns zu zanken? Um uns zu vergnügen! Darinne seyd ihr also einerley Meynung? Nun, da dächte ich, wir schickten die Zänker fort.

Beyde versprachen, daß sie nicht mehr zanken wollten, und die ganze Gesellschaft bat

für

für sie. Da blieben sie denn für dießmal da; wir machten aber doch unter einander das Gesetz, daß künftig jeder, sobald er anfienge zu zanken, nach Hause gehen sollte. Wir haben aber niemals nöthig gehabt, jemanden nach Hause zu schicken.

Bisweilen reisten diese jungen Leute nun auch in der Nachbarschaft umher, und besuchten die umliegenden Dörfer und Güter, gaben Achtung, wie da und dort der Acker- und Gartenbau und die Viehzucht getrieben wurde, und jeder schrieb in ein besonderes Buch, was er auf jeder Reise Neues und Merkwürdiges gelernt hatte.

Conrad kam niemals nach Hause, ohne klüger geworden zu seyn. Bald hatte er einen neuen Vortheil bey Trocknung des Klees, oder eine neue Art von Düngung, oder einen Vortheil bey Stellung des Pflugs gelernt; bald hatte er etwas bey der Rind- oder Schaafzucht bemerkt; bald neue Vortheile bey Anlegung der Baumschulen und Küchengärten wahrgenommen. Wenn nun die jungen Leute zusammen kamen: so discurirten sie über das, was sie gesehen und bemerkt hatten, und überlegten mit einander, ob es wohl gut und werth sey, daß man es nachthue. So wurden sie immer klüger, und trieben ihre Wirthschaft wie vernünftige Menschen, die über alles nachdenken, und alles besser zu machen suchen.

Die mehresten Menschen treiben ihre Wirthschaft wie die Raben. Die Raben bauen ihre

Nester

Nester noch eben so, wie ihr Stammvater, den Noah aus dem Kasten ließ, als das Gewässer der Sündfluth vorüber war. Und die mehresten Bauern ackern noch so, und düngen noch so, und ziehen ihr Vieh noch so, wie ihre Großväter und Urgroßväter es machten. Deswegen bringen sie auch eben so wenig vor sich, wie die Raben.

Mit Conraden soll es, wie ich hoffe, anders gehen: denn dieser ist auf alle Vortheile aufmerksam und benutzt sie.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

In diesem Kapitel spinnt sich etwas Wichtiges an.

Acht Jahre lebte er so bey mir fort, arbeitete drauf los, dachte nach, reiste in der Nachbarschaft umher, und machte mir durch sein Betragen viele Freude.

Vor einem halben Jahre ohngefähr merkte ich, daß er vorzüglich gern nach Heideleben zu dem herrschaftlichen Pachter reisete, und dieß gemeiniglich ohne Begleitung. Ich fragte ihn, warum er denn so oft nach Heideleben gehe? Der Stallfütterung wegen, gab er mir zur Antwort; in der ganzen hiesigen Gegend versteht niemand die Stallfütterung so gut, wie dieser Pachter. Es ist auch gar ein feiner gefälliger Mann.

Aha!

Aha! dachte ich, dahinter steckt etwas. Es giebt noch mehrere Leute, die die Stallfütterung gut verstehen — es mag wohl in Heideleben noch etwas mehr als Stallfütterung geben.

Also, fragte ich, ist der Pachter ein guter Mann?

C. Ja Vater!

J. Wie viel hat er denn Kinder?

C. Fünfe.

J. Wie alt ist denn der älteste Sohn?

C. Vier und zwanzig Jahre.

J. Und die älteste Tochter?

C. Die älteste Tochter? die älteste?

J. Ja doch die älteste!

C. Die wird wohl — ja — ja — ja ich glaube, sie wird achtzehn Jahre seyn. Er wurde blutroth, stammelte und schlug die Augen nieder, da er dieß sagte.

Nun hatte ich genug. Conrad! sagte ich, guck mir in die Augen.

Er versuchte es, es wollte aber nicht gehen, und sonst sah er mir doch immer frey in die Augen.

Er versuchte es, es wollte aber nicht gehen; und sonst sahe er mir doch immer frey in die Augen.

Conrad! sagte ich, ists nicht wahr, du gehst nicht der Stallfütterung wegen, sondern wegen der ältesten Tochter des Pachters, so oft nach Heideleben?

C. Ja, Vater!

J. Du hast sie also wohl lieb?

C. Ja, Vater!

J. Wie heißt sie denn?

C. Mariechen.

J. Also Mariechen! Sag mir einmal Conrad, glaubst du denn, daß dir Mariechen auch gut ist?

C. Ach ja! Wenn ich komme: so trägt sie alles herbey, was sie hat, und ist mit mir so freundlich, ach gar zu freundlich!

J. Das ist ja recht artig! Aber weißst du was, Conrad! wir haben nun so lange als gute Freunde mit einander gelebt, ich habe es allezeit gut mit dir gemeint, das weißst du; du hast mir auch immer gefolgt, wenn ich dir einen guten Rath gab, und wenn du mir folgtest, so gieng alles gut. Ich dächte, wir lebten ferner mit einander auf diesen Fuß. Wenn dein Mariechen ein gutes rechtschaffenes Mädchen ist, das sich für dich schickt, bey dem du glücklich leben kannst, glaubst du denn wohl, daß ich es dir verwehren werde, es zu heyrathen?

C. Nein Vater! das glaube ich nicht.

J. Wenn ich nun aber fände, daß Mariechen kein gutes Mädchen wäre, daß du nicht glücklich bey ihr leben könntest, wolltest du es wohl gegen deines Vaters Willen und Rath zur Frau nehmen?

C. Vater! es ist dir gewiß ein recht braves Mädchen. Wenn du es nur sehen solltest, so würde es dir gewiß gefallen.

J. Nun ich wills denn einmal sehen.

C. Das thu doch ja, lieber Vater! Künftigen Sonntag gehe mit mir hin nach Heideleben.

J. Dazu kann wohl Rath werden.

Ich gieng auch wirklich nach Heideleben, aber nicht den Sonntag, weil ich immer gehöret habe, wenn man wissen wollte, was an einem Mädchen wäre, so dürfe man es nicht des Sonntags besuchen, sich auch zuvor nicht anmelden lassen, sondern müsse es bey seinen Arbeiten unvermuthet überschleichen.

Dieß that ich also. Ich paßte einen Tag ab, an dem ihr Vater, wie ich gehöret hatte, in der Stadt war, schlich mich nach Heideleben, und kam ins Gutshaus, ohne daß mich jemand merkte.

Mariechen stund eben hinter dem Butterfasse, und machte Butter. Ich betrachtete sie vom Kopf an bis auf die Füsse, und sie gefiel mir. Sie hatte ein gesundes frisches Gesicht, und war gut gewachsen. Geputzt war sie nicht, das würde mir nicht gefallen haben; aber reinlich war sie doch. Wäsche, Kleidung, Butterfaß, Buttergölte, alles war reinlich. Um den Kopf hatte sie ein Tuch gebun-

gebunden, vermuthlich deßwegen, daß keine Haare in das Butterfaß fallen sollten, und vor den Leib eine weisse Schürze, um ihre Kleidung nicht zu beschmutzen.

Ich stund ein Paar Minuten hinter ihr, ohne daß sie mich bemerkte. Hernach grüßte ich sie freundlich und fragte nach ihrem Vater.

Mein Vater, sagte sie, ist in die Stadt gefahren.

Kommt er heute wieder? fragte ich.

Ach ja! sagte sie.

Je nun, sagte ich, da will ich warten, bis er wieder kommt. Ich habe gehört, er habe ein Paar Fohlen stehen, da wollte ich sehen, ob ich sie nicht einhandeln könnte.

Das ist Schade! sagte sie, daß mein Vater nicht da ist; aber in die Stube hieß sie mich nicht gehen, sondern gieng hin und rufte ihre Mutter.

Auch das gefiel mir. Denn wenn die Mädchen gegen jeden Fremden gar zu freundlich sind, und ihn sogleich mit in die Stube nehmen, so will mirs nicht gefallen. Ein ehrliches unschuldiges Mädchen ist zwar nicht leutscheu, aber doch immer behutsam gegen Mannspersonen.

Die Mutter kam und examinirte mich etwas genauer; ich sagte ihr aber meinen wahren Namen nicht, damit sie nicht merken sollte, warum ich gekommen wäre, sondern bat sie, mir die Fohlen zu zeigen. Sie führte mich in den Stall, wo ich auch alles in der besten Ordnung antraf.

Hernach mußte ich mit in die Stube gehen und etwas von der frischen Butter genießen, die Mariechen gemacht hatte. Sie schmeckte vortreflich.

Die Mutter hatte noch einen kleinen Jungen auf dem Arme, und da sie abgerufen wurde, gab sie ihn Mariechen.

Dieß war mir nun recht lieb; denn nun konnte ich auch sehen, wie Mariechen mit den Kindern umgieng. Daran war mir viel gelegen. Denn da ein Mädchen doch dazu bestimmt ist, Kinder zu bekommen und zu erziehen: so muß sie auch verstehen, wie man mit Kindern umgehen muß, wenn sie den Namen eines braven Mädchens verdienen will.

Da sie den kleinen Wilhelm auf den Arm bekam, schrie er und bäumte sich hinten hinaus. Mariechen wurde darüber nicht böse, klingelte ihm auch nicht mit den Schlüsseln vor, sang auch nicht — Eia popeia, was rasselt im Stroh. Mariechen lächelte vielmehr. Wilhelmchen! sagte sie, ich glaube du bist böse mit mir? Willst du denn nicht den Ripsel sehen? Guck! da liegt der Ripsel unter dem Ofen. Ripsel! Ripsel! komm her zu Wilhelmchen. Da richtete sich denn der graue Kater langsam auf, dehnte sich, sprang auf Mariechens Schoos und schnurrte.

Sieh, Wilhelmchen, sagte Mariechen, da ist der Ripsel; und Wilhelmchen machte große Augen, lächelte, sah erst Mariechen an, dann den Kater, und streichelte ihn mit den Händen. Nun schwatzte

te sie ihm noch verschiedenes von dem Ripsel vor, und Wilhelmchen wurde so freundlich wie ein Engel. Das wird, dachte ich, einmal eine recht gute Mutter werden, und wählte sie mir auch schon in Gedanken zu meiner Schwiegertochter.

Jetzo trat der Vater herein. Dieser erkannte mich gleich, bot mir treuherzig die Hand, und sagte: je, das ist ja Herr Kiefer! Wie komme ich denn dazu, daß ich ihn bey mir sehe?

Ich erzählte ihm darauf, daß ich gekommen wäre, um zu sehen, ob ich ein Paar Fohlen von ihm erhandeln könnte. Dadurch entstund ein Gespräch, während dessen ich Mariechen nicht aus den Augen ließ.

Diese, da sie den Namen Kiefer hörete, wurde feuerroth, schlug die Augen nieder, schielte noch einmal nach mir, dann drehete sie sich um, und stellte sich so, daß sie alle Worte hören konnte, die ich redete.

Da der Vater seine Forderung gethan hatte, sagte ich, ich wollte die Sache mit meinem Sohne überlegen und ihm Antwort sagen. Nun nahm ich Abschied und Mariechen nickte mir noch ganz verschämt zu.

Auf dem Rückwege sprach ich bey einem guten Freunde ein, der diese Familie genau kannte, und suchte von ihm nähere Nachricht zu erhalten. Dieser gab ihr das beste Zeugniß. Vater und Mutter, sagte er, sind sehr verständige, fleissige und rechtschaffene Leute, die allenthalben ein gu-

tes Lob haben. Sie waren, als sie einander heyratheten, beyde arm; aber durch Nachdenken und Fleiß haben sie ihre Umstände so verbessert, daß sie jetzo unter die wohlhabenden Leute gezählt werden. Ihre Kinder haben sie zu allem Guten erzogen und niemand kann ihnen etwas Uebels nachreden. Die älteste Tochter besonders ist in der ganzen Nachbarschaft als eine gute Haushälterin bekannt.

Nun wußte ich, was ich wissen wollte, und gieng mit dem Vorsatze nach Hause, Conraden meine Einwilligung zu geben, wenn er Mariechen heyrathen wollte.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Das Gespinnst entwickelt sich, und es kommt eine Hochzeit heraus.

Da ich hinter die Gärten unsers Dorfs kam, sah ich Conraden schon, der mir entgegen kam.

Wo bist du denn gewesen, lieber Vater? fragte er mich.

Spatzieren bin ich gewesen, war meine Antwort.

Du bist gewiß in Heideleben gewesen, fuhr er fort, nicht wahr? Ja, du lächelst, bist gewiß da gewesen. Ists nicht wahr, Mariechen ist ein gutes Mädchen?

Das kann wohl seyn, sagte ich, aber jetzo wollen wir noch nicht weiter davon reden. Sobald ich die Sache mit deiner lieben Mutter überlegt habe, sollst du meine Meynung wissen.

Den folgenden Tag trug ich die Sache meiner Frau vor. Diese hatte aber keine große Freude darüber. Sie zog eine tiefe Runzel und sagte: das hätte ich doch nicht von Conraden gedacht, daß er auf solche Wege gerathen würde.

J. Auf was für Wege denn?

Fr. Ja! daß er den jungen Mädchen nachliefe.

J. Er ist ja nicht nach vielen, sondern nach einem jungen Mädchen, nicht gelaufen, sondern gegangen. Hat er denn vielleicht nach alten Weibern gehen sollen?

Fr. Ach geh mir nur mit deinen Späschen! Er hätte ja noch warten können, es würde sich doch wohl für ihn noch ein Mädchen gefunden haben, das besser gewesen wäre, als das Mariechen.

Kurz und gut es kam an den Tag, daß meine Frau ihm schon ein anderes Mädchen zugedacht hatte.

Dieß ist ganz gut, sagte ich zu ihr, ich weiß an dem Mädchen, das du für ihn gewählet hast, gar keinen Tadel, und wenn Conrad heute zu mir käme, und sagte, daß er sie heyrathen wollte, so wollte ich meine Einwilligung dazu geben. Das thut er ja aber nicht. Seine Liebe ist nun einmal auf das Mariechen gefallen. Wäre es nun ein leichtfertiges lüderliches Mädchen: so müßten

wir freylich, als Eltern, ihm davon abrathen. Das ist sie ja aber nicht; sie hat ja allenhalben ein gutes Lob. Da, dächte ich, wäre halt das Vernünftigste, daß wir unsere Einwilligung dazu gäben. Er nimmt eine Frau, nicht für mich und nicht für dich, sondern für sich selbst. Ists denn da nicht das Beste, daß er seiner eignen Neigung folge? Im Ehestande fallen, wie du wohl weißst, gar viele Verdrüßlichkeiten vor, die zu Zank und Streit können Gelegenheit geben. Wenn da die Liebe nicht die Herzen verbindet, so kann das größte Unheil daraus entstehen. Hab ich dich nicht auch aus Liebe genommen? Glaubst du wohl, daß ich mit einer andern Frau, die ich aus andern Absichten geheyrathet hätte, so vergnügt, als mit dir, würde gelebt haben?

Dawider konnte sie nun nichts einwenden, und gab sogleich ihre Einwilligung.

Nun kriegte ich meinen Conrad vor. So hast du also, fragte ich ihn, wirklich Lust, Mariechen zu heyrathen?

C. Wenn ich Mariechen nicht nehmen dürfte, so könnte ich auch kein andres Mädchen heyrathen, weil ich niemals wieder eines so lieb bekommen werde, als sie.

J. Hast du denn auch schon daran gedacht, wovon du eine Frau ernähren willst?

C. Du weißst ja, Vater! daß ich arbeiten gelernt habe, und gern arbeite; Mariechen ist von ihren Eltern eben so zur Arbeit angehalten worden. Wie

Wie kannst du denn fragen: wovon ich eine Frau ernähren wollte?

J. Wo wollt ihr denn wohnen?

C. Je nun, daran habe ich auch schon gedacht. Wenn du es zufrieden bist, so will ich Nachbar Bartels Haus kaufen.

J. Hast du denn auch so viel Geld?

C. Nicht so viel. Ich dachte aber, mein lieber Vater würde mir das übrige vorschießen.

J. Das hast du gedacht?

C. Ja, Vater! das habe ich gedacht.

J. Da hast du recht gedacht — Gott segne dich! und gebe, daß du lang leben, und von deinem Fleiße dich nähren magst.

Nun fiel er mir um den Hals, und sagte, das habe ich wohl geglaubt, daß mein lieber Vater die Hand von mir nicht abziehen würde. Darf ich nun um Mariechen anhalten?

Die Freude, anwortete ich, will ich mir selbst machen. Künftigen Sonntag will ich wieder nach Heideleben gehen, und hören, wie es dort steht.

Ich gieng wirklich hin. Da ich kein Freund von vielen Weitläuftigkeiten bin, so machte ich meine Sachen ganz kurz.

So bald ich den Vater allein sprechen konnte, sagte ich ihm: lieber Freund! mein Sohn hat seine Tochter lieb, und mögte sie gern heyrathen. Sie ist ein braves Mädchen, und mein Wunsch

ist,

ist, daß er sie bekommen möchte. Will er sie ihm denn wohl geben?

Je nun! antwortete er, ich werde mir doch wohl Bedenkzeit nehmen dürfen?

Warum denn dieß nicht! Aber wozu ist die Bedenkzeit nöthig? Er kennt ja meinen Sohn, der schon mehreremale hier gewesen ist. Gefällt er ihm nicht?

Gefallen thut er mir wohl, sagte er. Wie viel soll ich denn aber meiner Tochter mitgeben? Ich bin jetzo nicht recht eingerichtet.

Mein Sohn, antwortete ich, verlangt seine Tochter, und weiter nichts. Sie bringt ein redliches Herz, einen gesunden Leib, Liebe zur Ordnung und Arbeit, und einen ehrlichen Namen mit, und wenn eine Braut das mitbringt, so kann der Bräutigam zufrieden seyn.

Er lächelte, gieng fort, und sagte: er wollte es mit seiner Frau überlegen.

In einer halben Stunde war alles richtig. Vater, Mutter und Tochter gaben mir das Jawort, und im ganzen Hause war Freude und Leben.

Ich sollte den ganzen Tag hier bleiben, aber mein Herz ließ es nicht zu, ich mußte eilen, und die frohe Nachricht meinem Conrad bringen. Dieser wußte sich vor Freuden nicht zu lassen, und wäre gern den Augenblick nach Heideleben gelaufen, wenn ich es ihm erlaubt hätte.

Meine Frau und ich, wir freueten uns auch herzlich. Sieh! liebe Frau, sagte ich zu ihr, nun

ernten

ernten wir die Früchte von unserer Erziehung ein! Wie mancher junge Bursch, der zehnmal mehr Geld hat, als Conrad, muß zwey bis drey Körbe eintragen, ehe er ein Mädchen bekommt. Conrad erhielt das Jawort in der nämlichen Stunde, in welcher ich darum anhielt. Er muß doch also ein braver Kerl geworden seyn, da rechtschaffene Leute ihre Tochter ohne Bedenken ihm anvertrauen.

Den folgenden Tag ließ er sich nicht länger halten, er gieng nach Heideleben und kam sehr vergnügt zurück. Die nächste Woche ließ ich die neuen Anverwandten zu mir bitten, und wir überlegten, wie wir die Ausstattung und Hochzeit einrichten wollten. Da freuete ich mich nun herzlich darüber, daß meines Sohns Schwiegereltern eben so dachten, als wir. Wir wurden bald darüber eins, daß wir nichts für Putz ausgeben, keine große Hochzeit anstellen; sondern die nächsten Anverwandten zum Hochzeitfeste bitten, und das dadurch ersparte Geld lieber unsern Kindern in die Hände geben wollten, damit sie ihre neue Wirthschaft davon anfangen könnten.

Das habe ich doch nun erlebt, Gott sey Lob und Dank! Ich habe die beste Hoffnung, daß es meinem Sohne recht wohl gehen werde. Er ist gesund, stark, hat Verstand, liebt die Arbeit, er wird also nicht leicht Nahrungssorgen haben.

Unglück und Verdruß und Widerwärtigkeiten werden ihm freylich noch genug bevorstehen, das

bleibt

bleibt freylich nicht aus. dieß sind die Mittel, deren sich der liebe Gott bedient, um die Erziehung zu vollenden, die die Eltern angefangen hatten. Aber da er ein rechtschaffener Mann ist, so hoffe ich doch, daß er sich nicht leicht Leiden durch seine eigene Schuld zuziehen wird. Er hat Vertrauen auf Gott gelernt, das wird ihn in den Stand setzen, sich bey unverschuldeten Trübsalen zu beruhigen, und aus denselben zu retten.

Nun sehen doch alle Nachbaren ein, wie gut es sey, wenn man seinen Kindern eine vernünftige Erziehung giebt. Auch diejenigen sehen es ein, die mich auslachten, wenn ich mit Conrädchen auf der Erde herumkroch.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

H.

Salzmann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Conrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder
ein Buch fürs Volk

Ulm 1796

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1982
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252743-1
VD18 11702257-005